Berlin

und

Potsdam.

Ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Geschildert

von

Veta.

Mit 24 Ansichten.

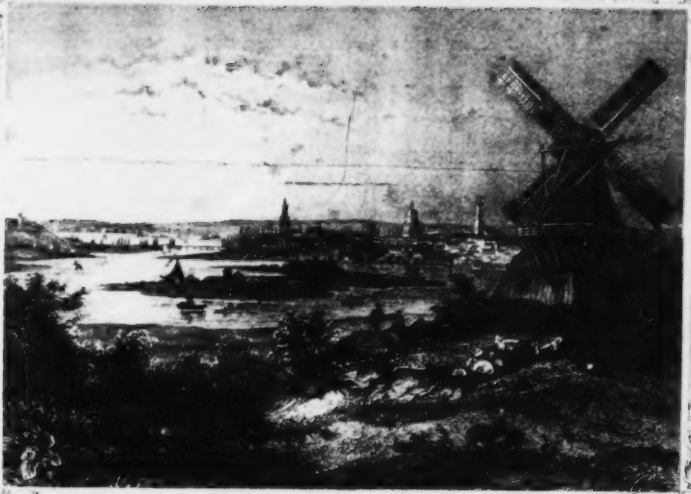
Nach der Natur gezeichnet, gestochen und herausgegeben

von

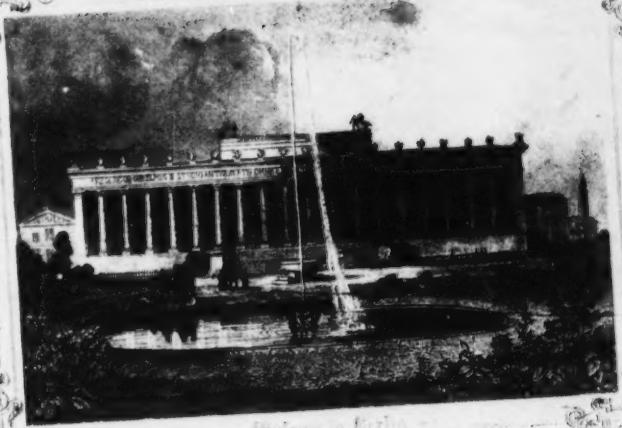
J. Poppel und M. Kurz.

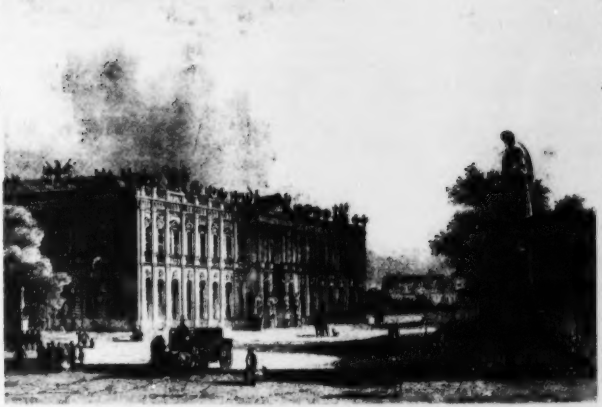
München,

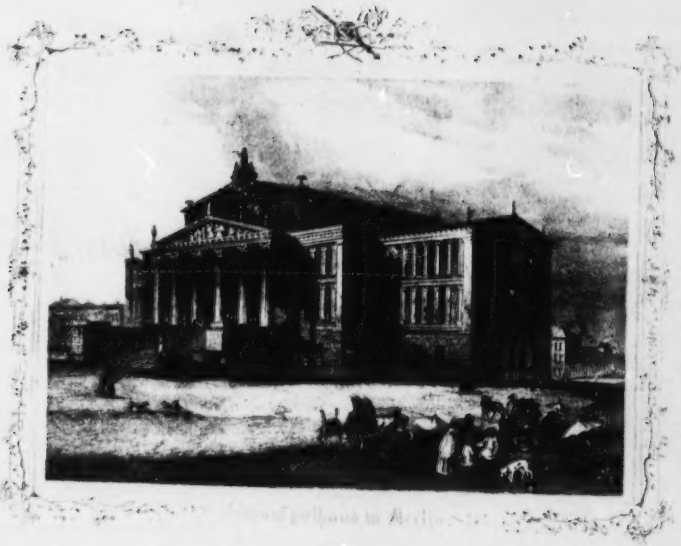
Verlag von J. Poppel und M. Kurz.

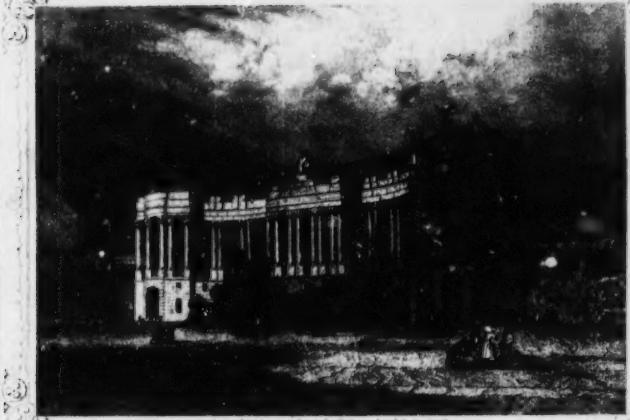


Potsdam vom Ruinenberg aus.



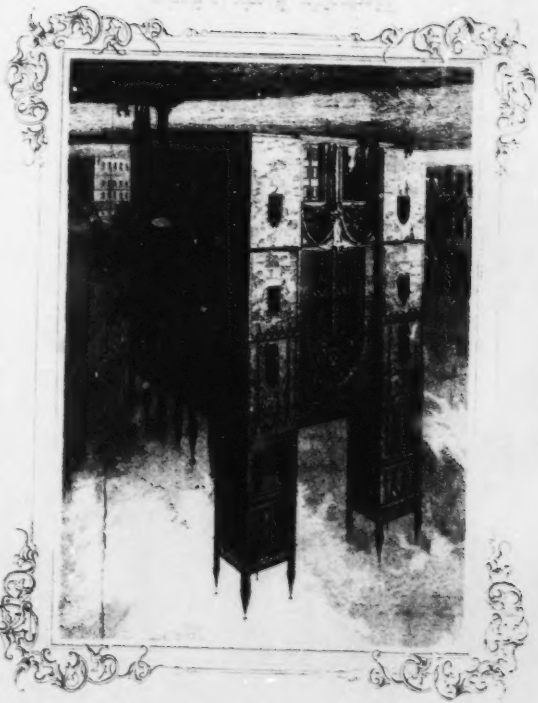


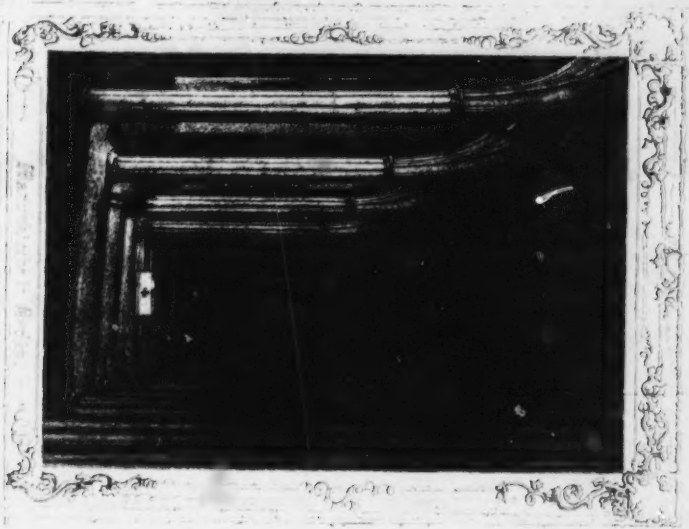


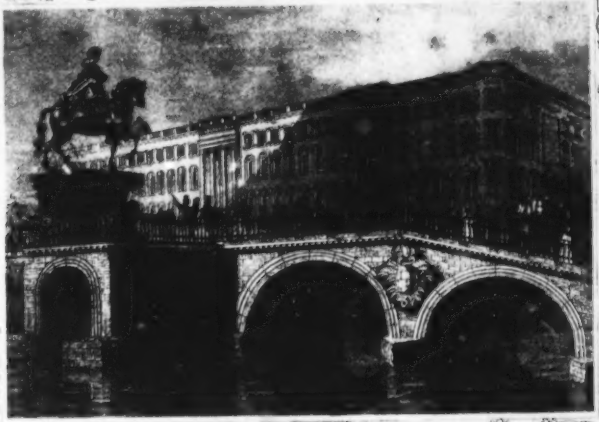


Königliche Bibliothek in Berlin.

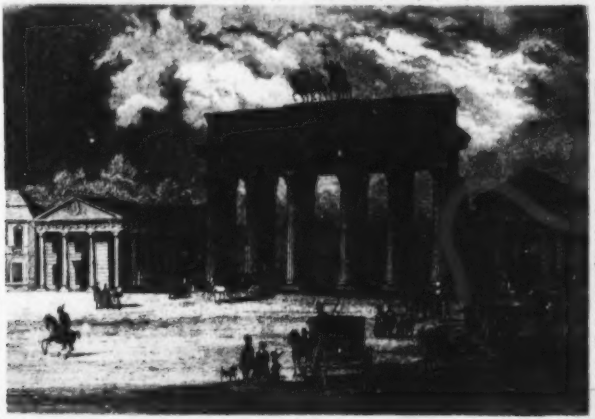
Unter den Linden zu Berlin.







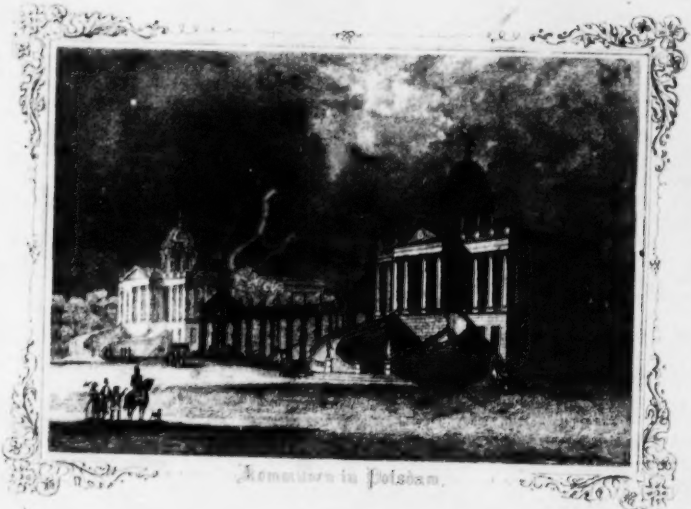
Lange Brücke
mit der Reiterstatue des großen Kurfürsten in Berlin.



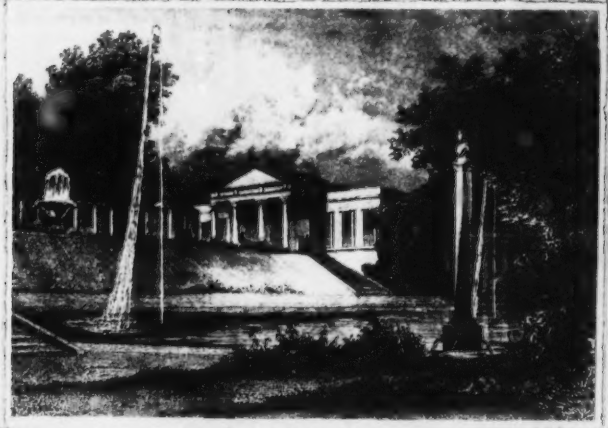
Brandenburger Thor zu Berlin.

Im Thiergarten zu Berlin.

Apollo Garten in Berlin.



Ruinen in Potsdam.



Rathhaus in Polsdam.

Geſchichte Berlins.

Berlin, dieſe geiſt- und ſtaubreiche Hauptſtadt Preußens und der Intelligenz, dieſe pikante Mutterſtadt des Witzes, dieſe moderne Weltſtadt der Zukunft, dieſes Berlin hat als noch ungezogenes Lieblingskind der neueren und neueſten deutſchen Cultur und Civiliſation eigentlich keine Geſchichte. Es iſt zwar ſchon ziemlich alt, aber das alte Berlin iſt nur die Puppe, aus welcher der buntſcheckige Schmetterling der gegenwärtigen, zukunftreichen Weltſtadt unter den Brandtrümmern des dreißigjährigen Krieges, kräftig erwärmt und beleuchtet von den ſolariſchen Häuptern eines großen Kurfürſten und eines einzigen Friedrich, keck und kräftig hervorkroch.

Die Puppe kroch als Raupe wahrſcheinlich in ſumpfigen Urwäldern herum. Wir wiſſen nichts Rechtes über Urſprung und Gründung der Stadt. Das alte Berlin hatte in ſeinen Urwäldern viel mit Bären zu thun, und ſo könnte man, um hier der Geſchichte einen dichteriſch-mythiſchen Urſprung zu verſchaffen, an die Stelle des römiſchen Wolfs einen Bären ſetzen, von dem der erſte Bärliner geſäugt worden ſey. Später ward er, wie Laube ſagt, noch von Adlern geſpeiſt und von wilden Männern zu einem trotzigen Jungen erzogen. Darin fänden zugleich die Berlin-Preußiſchen Wappen: Bär, Adler und wilde Männer ihre hiſtoriſche Erklärung. Laube ſagt aber auch, „Berlin" bedeute ein Stück wüſtes Land, und wendiſche Stämme hätten hier, wo jetzt Berlin ſich ſpreizt, ein Fiſcherdorf „to dem Berlin" angelegt. Das wendiſche Fiſcherdorf bekam

auch bald einen Nachbar an dem entgegengesetzten Ufer der morastigen Spree und sie nannten es Kölln. Beide wurden mit der Zeit durch gegenseitigen Kampf mit Sumpf und Sand, Morast und Wasser, durch Kinder, Kindeskinder und Ansiedler ziemlich groß und stark. Man wählte vielleicht diese umsumpften, bewaldeten, trostlosen Spreeufer, um sich vor feindlichen Stämmen zu schützen, sonst läßt es sich nicht erklären, warum man nicht die Elbe, Oder oder Havel zur Niederlassung gewählt habe. Doch die Oede und Trostlosigkeit des „wüsten Stück Landes" kam Berlin und Preußen zu Gute. Hegel sagt: „Ein Berliner Witz ist besser als eine schöne Gegend." Der Kampf mit der kargen, widerspenstigen Natur und der feindlichen Geschichte machte die Berliner muthig, trotzig, verständig, intelligent und witzig. Sumpf- und Sandboden sind kein guter Baugrund, deshalb baute man auf Intelligenz, und die Sage hat sich bekanntlich bis heute erhalten, Berlin und Preußen seyen auf Intelligenz gebaut.

Berlin und Kölln, die Fischerdörfer, vergrößerten sich wohl just wegen ihrer morastigen Umgebung, welche Schutz gewährte gegen die Kämpfe nomadischer Sueven-, Semnonen-, Wenden- und Longobardenstämme in brandenburgischen und norddeutschen Landen. Als Albrecht der Bär in der Mitte des zwölften Jahrhunderts Brandenburg erobert hatte, soll er Spandau, Stendal und Berlin gebaut haben. Wahrscheinlich vergrößerte er die beiden Fischerdörfer eben wegen der geschützten Lage und machte sie zu Städten, nachdem das germanisch-christliche Element über das wendisch-heidnische, das sich am längsten in Kölln hielt, den Sieg gewonnen. Slavische Blutspuren haben sich aber bis heute in der Berliner Bevölkerung erhalten, die nach und nach aus den verschiedensten Stämmen und Völkern, besonders durch niederländische Kolonisten seit 1150, unter Kampf und Trotz mechanisch weiter gemischt und endlich unter dem mächtigen Scepter der Hohenzollern und die Natur besiegende Intelligenz zu einer weltbekannten, charakteristischen Eigenthümlichkeit vereinigt ward, welche wir im Verlaufe dieser Schilderung näher kennen lernen werden. Daß dies sich der Mühe verlohnen mag, geht schon aus dem statistischen Verhältniß der Berliner zu den übrigen Preußen hervor, denn jeder vierzigste Preuße ist ein Berliner, mehr aber noch aus der pikanten, vielleicht weltgeschichtlichen Bedeutung des socialen, politischen, industriellen, mercantilen, wissenschaftlichen und ästhetischen Thuns und Treibens, Lebens und Leidens der Berliner Bevölkerung.

Unter Albrechts Nachfolgern, dem Askanischen Hause, nahm die Mark Brandenburg durch manchen Sieg zu, und Berlin und Kölln ebenfalls. Im dreizehnten Jahrhundert entstand die Nicolaikirche, die Marienkirche, das graue Kloster mit der Kirche in der Klosterstraße, die Kirchen zum heiligen Geist und St. Georgen mit Hospitälern, und mehrere Straßen wurden vom gemeinsamen Kerne beider Städte, der am Mühlendamm (noch jetzt ist der „Mühlendamm'sche Jüngling" der Vertreter des eigentlichen Berlinismus), in der Fischerstraße, am Amt Mühlenhof bis in die Spandauer- und Heiligegeiststraße zu suchen ist, theils vervollständigt, theils neu angelegt. Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts organisirten sich bereits verschiedene Gewerke: Bäcker, Kürschner, Schuhmacher, Schneider, Tuchmacher (1272 — 1295) und Schlächter (1311) zu Innungen und Gilden, theils zu besonderen für Berlin und Kölln, theils zu gemeinsamen, wie denn auch beide Städte bald unter gemeinsamer, bald unter getrennter Verwaltung standen, bis 1307 Markgraf Herrmann das Uebereinkommen beider Städte bestätigte, einem gemeinsamen Rathe, der von den Bürgern gewählt werden solle, zu folgen. Kölln ward von da an ein Stadttheil Berlins, und dies bildete sich immer mehr, geschützt durch Sumpf und Morast vor den Kämpfen der Askanischen Fürsten mit empörten Unterjochten oder feindlichen Grenznachbarn, welche das Land zerrissen und aussogen, zu einer starken, trotzigen Stadt unter der bildenden Beweglichkeit einer freien, bevorrechteten Verfassung, einer tüchtigen Betriebsamkeit und eines bald in Pracht und Luxus aller Art auswuchernden Wohlstandes.

Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts war Berlin schon von der Spree bis zu dem Festungs-, jetzt Königsgraben mit Mauern umgeben, und die Stralauer-, Spandauer- und Königs- (damals Georgen-) Straße ziemlich vollständig bebaut. Die Fürsten brauchten Geld und Muth zu ihren Fehden. Beides fanden sie in Berlin, welches sich auf diese Weise immer mehr Respekt, Vorrechte, Landstrecken (1289 den Wedding), Zölle, Renten und Macht erwarb und immer stolzer und trotziger ward, so daß die spezielle Geschichte lange Register von Opposition, Selbsthilfe, Muth, Stolz, Trotz und Rauferei der Berliner vorzeigen kann. Sie schlugen immer gleich zu und todt, wenn ihnen Jemand in den Weg kam. Die Ascanier, die mit Heinrich III. 1320 ausstarben, hatten das Land durch ihre Kämpfe völlig zerrissen; nur Berlin war mächtig. Es huldigte zwar

dem auftretenden Nachfolger Heinrich's III., dem Herzog Rudolph von Sachsen, empörte sich aber bald gegen ihn und schlug zwei seiner Anhänger in der Stralauer-Straße todt. Kurz darauf enthaupteten die Berliner den Secretär des Erzbischofs von Magdeburg, Konrad Schütz, weil dieser eine ehrbare Bürgerfrau auf der Straße gefragt hatte, ob sie mit ihm baden wolle. Die Büttel rissen den Schütz von der Tafel des Herzogs, schleppten ihn auf den neuen Markt, und machten ihn im kurzen Proceß um einen Kopf kürzer. Um dieselbe Zeit schlugen sie den Probst Nicolaus Goriar aus Bernau am Ausgange der Marienkirche, wo er für Rudolph von Sachsen gesprochen hatte, todt und verbrannten den Leichnam auf dem neuen Markte. Der deshalb über Berlin ausgesprochene Bann ward erst 1345 durch Geld und gute Worte völlig aufgehoben. Auch Ludwig I., den der deutsche Kaiser Ludwig von Bayern über die Mark Brandenburg setzte, wollten sie nicht anerkennen und erklärten sich für den falschen Waldemar, wofür sie von Dänemark (1346) belagert, aber bald durch Vergleich befreit wurden. Unter den Fürsten aus dem bayerischen Hause, den Wittelsbachern (— 1373), geschah nichts Wesentliches für Verschönerung und Erweiterung Berlins, das noch nicht Residenz war, aber die Berliner trieben in ihrer trotzigen Wohlhabenheit bereits solchen Luxus in Essen und Trinken, Gold-, Silber-, Zobel- und Perlenputz, daß der ehrsame Rath der Stadt schon 1335 Verordnungen erließ, in welchen die Zahl der Schüsseln bei Festen, der Luxus in Kleidern und Geschmeiden beschränkt ward. Aber sie hatten's dazu, und die Luxusgesetze halfen wenig. Was hatten die Berliner für Vorrechte, Einnahmen und Privilegien! Schon 1319 bekamen sie das Privilegium, ihr Getreide zu Wasser nach Hamburg zu fahren, Freiheit von Kriegsdiensten und andern Pflichten, vielfache Zollfreiheit, dazu Zollmonopole, Münzrechte und viele andere verbriefte Freiheiten. Im Jahre 1391 erkauften sich die Rathmänner eigene Gerichtsbarkeit, der auch das Hofpersonal unterlag. Ein Jahr vorher schloß Berlin mit benachbarten Städten ein Schutz- und Trutzbündniß zu gegenseitiger Beschirmung, besonders des Verkehrs und Handels gegen die vielen Raub- und Raubritter, die in brandenburgischen Landen umherbeuteten. Mit dem berüchtigtesten Raubritter damaliger Zeit, Dietrich von Quitzow, machte Berlin gemeinschaftliche Sache in seiner revolutionären Stimmung gegen die raubritterliche, Handel und Wandel zerstörende Unordnung der Dinge, aber dieses und das Städtebündniß waren zu

ſchwach gegen das Raubgeſindel, womit ſich die brandenburgiſchen Marken unter den Luxemburgern (1373 — 1415) gefüllt hatten, um dieſe Marken ſo zu entwerthen, daß der Luxemburger Sigismund, der ſich nur in ſeinen Landen zeigte, um Geld zu holen, froh war, die ganzen brandenburgiſchen verſchuldeten Lande an Friedrich VI., Grafen von Hohenzollern, für 100,000 Dukaten wie eine ſchlechte Domaine los zu werden. Mit Friedrich VI. (I.) kam das Hohenzoller'ſche Haus auf den Brandenburg-Preußiſchen Thron und unter der vierhundertjährigen kräftigen Regierung dieſes Hauſes traten Berlin und ſein militäriſcher Körper, Preußen, in den Vordergrund der neueren und neueſten Geſchichte.

In dem Gerichtszimmer des Königlichen Kammergerichts zu Berlin, da wo das neue Ehegericht ſeine Sitzungen hält, hängen ringsum eine große Reihe Portraits, die alle wie leibliche Brüder, wie ſtarke ſchöne Kinder Eines Vaters ausſehen und uns Allen gar wohl bekannt ſind, als hätten wir die Originale dazu alle oft zu Geſicht bekommen. Aber ihre [illegible]baren Gewande zeigen, daß ſie verſchiedenen Jahrhunderten angehören. Es ſind die Portraits der brandenburg-preußiſchen Regenten aus dem Hauſe Hohenzollern. Mit dem Herrſcherſchritt dieſes prägnanten Geſchlechts in die ausgeſogene, von Räubergeſindel und Fauſtrittern erfüllte Mark zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts endete, um mit Laube zu reden, die vorſündfluthliche Zeit Berlins. Die Hohenzollern bauten Berlin zu ihrer Reſidenz aus, und wie ſie ein weſentlicher Wendepunkt der neueren Geſchichte wurden, die Schöpfer der erſten Großmacht, welche aus dem zerbröckelten heiligen, römiſchen Reiche wuchs, ſo ward auch Berlin der Schwer-, Mittel- und Brennpunkt einer neuen Civiliſation, der norddeutſchen Kulturgeſchichte.

Gleich Friedrich I., der um Weihnachten 1415 die Huldigung der märkiſchen Stände in Berlin annahm, begann das große Werk, den fauſtrechtlichen, raubritterlichen Adel zu demüthigen, die deutſchen und ſlaviſchen Völkerſchaften mit ihrem bis dahin unberührten Geſchichtsblute in geiſtige, politiſche Einheit zu bringen und in europäiſche Bedeutung einzuführen. Gebarniſcht, wie aus Felſen gewachſen, traten die ſtarken, ſchöpferiſchen Perſönlichkeiten ſeiner Nachkommen in dieſelbe Bahn: Der eiſerne Friedrich, Johann Cicero, Joachim II., der große Kurfürſt, der große Friedrich: ſie ſchufen Berlin, ſie ſchufen Preußen. Friedrich I. fand blos die Alt-, Mittel- und Uckermark nebſt der Priegnitz von dem frühern Umfange noch

ver und wählte Tangermünde zur Residenz. Berlin und er mochten sich nicht vertragen: die störrigen, trotzigen Berliner und der süddeutsche Schwabe waren zunächst unverträgliche Elemente. Er verlangte, um dem widerspenstigen Adel besser beizukommen, das Oeffnungsrecht der Berliner Thore; der trotzige Widerstand der Bewohner nöthigte ihn aber, sich zu fügen. Später trat ein besseres Vernehmen ein: er befreite 1433 Berlin von Zöllen und Geleiten, und rühmte die treuen Dienste der Rathmänner und Bürger, die immer viel Geld hatten und 1435 die Güter Tempelhof, Mückendorf, Mariendorf und Marienfelde zu anderen bereits erkauften Gütern vom Meister des Johanniterordens erwarben.

Der erste Friedrich II., der 1440 folgte, hatte „eiserne Zähne", mit denen er den wüsten Trotz Berlins und des räuberischen Adels zermalmte. Mit Berlin hatte er erst einen harten Kampf. Es hatte eine freie Verfassung, worüber sich Kölln und Berlin vereinigten, welchen Umstand Friedrich benützte, durch's Spandauer Thor mit 600 Reitern einzudringen und endlich nach langem Kampfe über die städtischen Privilegien und den Trotz der Bewohner zu siegen. Durch eine Urkunde von 1442 gab Friedrich jeder der beiden Städte besondere, aber nicht mehr vom Volke wählbare Räthe. Alle Bündnisse und das Recht, neue zu schließen, die eigene Gerichtsbarkeit und sonstige Vorrechte wurden aufgehoben. Aber man widersetzte sich fünf Jahre lang, der neue churfürstliche Richter, Hacke, ward gefangen, Anhänger des Kurfürsten vertrieben, die Arbeiter in der neuen Burg todtgeschossen, kurz es ward so lange Widerstand geleistet, bis die Berliner und Kölner alle Macht, alle Rechte und Freiheiten verloren hatten und noch dazu 37,300 Gulden und 400 Schock Groschen Geldstrafe bezahlen mußten. Für alle Verluste bekamen die städtischen Behörden als Ersatz das Recht, mit rothem Wachs zu siegeln. Lange sahen sie noch bei jedem Siegel, daß sie zu kurz gekommen waren, und es ging noch lange wild und wüst her, bis es dann auch nicht mehr ging und durch Polizei und Militär endlich Alles friedlich ward.

Die Burg zur Sicherheit und gegen den Berliner Trotz ward 1443 begonnen, mußte aber bis 1448 liegen bleiben, bis die Bürger die Arbeiter nicht mehr todtschießen konnten. Von da an bis 1451 ward die Burg vollendet und im März desselben Jahres vom Kurfürsten bezogen. Von da an wurden alle Urkunden, was man jetzt Cabinetsordres nennt, von Kölln aus gegeben, und Berlin ist deßhalb vom März 1451 als Residenz

der Hohenzollern zu betrachten, wiewohl erſt Johann Cicero 1486 ſie zu dieſer Würde förmlich erhob. Die Burg ſtand nicht ganz auf der Stelle des jetzigen Schloſſes, ſondern nördlicher; der runde Thurm an der Waſſerſeite des jetzigen Schloſſes ſoll noch ein Reſt davon ſeyn. Nach Vollendung der Burg und wie der hochweiſe Rath erſt mit rothem Wachs ſiegelte, wurden die Berliner demüthiger, ordentlicher, betriebſamer und tranken viel ſtarkes Bier dazu, das aber ſeit 1488 ſchon durch Zins vertheuert ward. Die Civiliſation nahm ſchnell mit allem Schunde derſelben zu: die Freudenmädchen bekamen polizeiliche Uniform, Völlerei gehörte zu den erlaubten Vergnügungen, und die Stutzer trugen Pluderhoſen vom Umfange eines Green'ſchen Luftballons. Saufgelage bei Hochzeiten und Kindtaufen, Jagden, Turniere, Bittfahrten an Heiligenfeſten, hohes Hazardſpiel und Judenverbrennung gehörten zu den Lieblingserholungen, bis die Buchdruckerei in Stendal, wozu bald die Weſtphal'ſche in Berlin kam, die Landesuniverſität zu Frankfurt, die Reformation (1539 predigte Luther's Schüler G. Buchholzer als erſter evangeliſcher Probſt in der Berliner Domkirche und hielt am 2. November die Einweihungsrede zum neuen Gottesdienſte in der Nicolaikirche), die Maler, Bau- und Bildmeiſter, die Steinmetzen, Holzſchneider, Kupferſtecher und Muſiker, deren Spiel Joachim II. oft ſelber in der Domkirche leitete, die Berliner endlich mehr und mehr entwilderten, und die Stadt in ihre hiſtoriſche Bedeutung, die von Luther und Joachim II. feſtgeſtellt ward, ſich erhob. Die Berliner waren ganz beſonders prädisponirt für den Trotz des Proteſtantismus. Luther, Joachim II. und ſeine großartige Wirkſamkeit durch die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts (er begründete die Anſprüche auf Preußen und Schleſien und ſomit die hiſtoriſche Triebfeder der Eroberungen ſeiner Nachkommen) wurden der ſchöpferiſche Lebensathem Berlins und Preußens.

Joachim II. hatte ſogar ſchon Dichter (Sabinus), Gelehrte (Engel, Haſtitz, Garcäus, Leutinger) und den berühmten Staatsmann Diſtelmeier in Berlin. Auch ließ er viel bauen und bilden, die Burg 1540 niederreißen und ein prächtiges Schloß dafür errichten, mit lebensgroßen Statuen ſeiner Ahnen, mit Gemälden von L. Kranach, wovon noch heute Spuren in der Marien- und Nikolaikirche zu finden ſind, und anderen Schöpfungen der Schönheit, Gerechtigkeit und Geſittung, z. B. einer Reform des 1517 geſtifteten Kammergerichts und einer Kirchenordnung ausſchmücken, die Stechbahn zum Turnieren anlegen, wo man jetzt bei

Joſty Bonbons kauft, und ſo manche Maßregel, die trotzigen, pluderhoſigen Berliner zu beſſern, ging von ihm aus. So ließ er drei Berliner Stadtgecken, die in Pluderhoſen von 130 Ellen Zeug mit Fiedlern vor dem Schloſſe vorbei ſcandalirten, bei den Hoſen packen und in das vergitterte Narrenhaus beim Bernauer Keller ſperren. Die Fiedler muſicirten vor dem Gitter 24 Stunden und lockten das verhöhnende Volk an. Einem Adeligen ließ er die Pluderhoſen gerade vor dem Dome von den Tragbändern ſchneiden, ſo daß die ganze Wucht des Hoſenzeuges vor aller Welt zur Erde fiel. Solche Parforçe-Kuren gegen die franzöſelnde Putz- und Modeſucht jetziger Berliner Gecken und Salonpuppen würden dermalen auch ihre Dienſte thun. Joachim II. ſuchte Ordnung, Sparſamkeit, Geſchmack und Bildung energiſch zu fördern, und die Rathmänner erließen 1580 wieder ein Luxusgeſetz, in welchem den in vier Stände eingetheilten Bewohnern gewiſſe Kleiderſtoffe, Trachten, beſtimmte Zahlen von Schüſſeln bei Feſten und ein höchſter Satz zum Verſpielen je nach dem Stande feſtgeſtellt ward. Die Dienſtmädchen durften nur brüggiſchen Atlas, Arriß und lundiſches Tuch ohne Verzierungen tragen. Bis zum Atlas haben's unſere „Kaſſerol-Burſchen“ freilich noch nicht gebracht, kann aber noch kommen.

Die koſtbaren Pluderhoſen, die goldenen Spangen und Gewebe der damaligen Berliner, ihre Ueppigkeit in Kleidern und Feſten mag uns aber nicht verleiten, uns einen zu großen Begriff von der Pracht der damaligen Reſidenz zu machen. Sie war proteſtantiſch, aber noch nicht einmal gepflaſtert; die Leute gingen in Sammt und Seide durch allgegenwärtigen, peſtilenzialiſchen Schmutz, den die Freudenmädchen, welche unter Aufſicht des Henkers in der jetzigen Roſenſtraße wohnten, zuweilen, an zweirädrige Karren geſchloſſen, möglichſt beſeitigen mußten, bis 1593 erſt außer regelmäßiger Nachtwache auch beſtimmte Straßenreinigung eingeführt ward, an der es jetzt wieder ſehr fehlt. Der faſt ſtets im Winde geſchäftige Straßenſchmutz und die weltberüchtigt ſtinkenden Rinnſteine der jetzigen Intelligenzſtadt ergeben einen vielleicht eben ſo argen Widerſpruch zu der jetzigen Civiliſation, wie das damalige Berlin zu ſeinen koſtbaren Pluderhoſen und ſeiner Reinigungsbehörde in der Roſenſtraße.

Zu der Reformation kam unter Joachim II. noch der Branntwein-Cultus, der in Berlin ſeine höchſte Entwickelung erreicht hat und durch die Eckenſteher, Holzhacker und Pflaſtertreter aller Art, wie durch Glas-

brennero Hefte bereits einen übereuropäischen Ruf und Ruhm erwarb. Berlin ist der Fahnenjunker der Kuselfahne, die trotz aller Mäßigkeitsvereine noch stolz und stinkend über das nördliche Europa hinflattert und zu der alle Mühseligen, Beladenen und Magenleeren schwören in ihrer Proletarier-Verzweiflung.

Berlin mochte unter Joachim II. etwa 12,000 Einwohner haben, die durch Morast-Pest, Völlerei, einige Feuersbrünste und später durch den 30jährigen Krieg immer wieder decimirt und zuletzt bis auf die Hälfte vernichtet wurden. Der wilde Thiergarten ging damals bis an's Schloß, welches durch ein Wildgatter vor den Pestlen, die damals an der Stelle hausten, wo jetzt die großen Herren der Friedrichsstadt wohnen, geschützt war, und die äußersten Enden der Stadt, welche sich höchstens bis an die jetzigen „Wallstraßen und an die Königsmauer" erstrecken, schlossen noch viele wüste Stellen und Moräste ein.

Die Berliner gaben den Tod Joachims II. seinem Münzmeister, dem Juden Lippold, Schuld, und marterten ihn scheußlich zu Tode, verbrannten alle Juden wieder, und stritten mit den Predigern über Calvin und Luther. Der churfürstliche Leibarzt, Bernhard Thorneißer, muß schon ein Berliner Genie gewesen seyn: er beschäftigte 200 Arbeiter in einer Formschneiderei, einer Schriftgießerei und einer Buchdruckerei mit den Typen für abend- und morgenländische Sprachen. Auch hatte er eine Kunst- und Naturalien-Sammlung, eine Menagerie, ein Goldmacher-Atelier, (wie Joachim II. auch) viel Geld und einen Kobold (spiritus familiaris), kurz, Alles, was zu einem Doktor Faust gehörte. Unser Thorneißer ist der „Faust" Berlins, der's gar arg trieb im grauen Kloster mit bösen und guten Geistern, 200 Arbeitern und mit Geld und Geist. —

Was Berlin durch Johann Georgen (— 1598) an Ordnung, Schule, Erziehung, die formula concordiae, und durch die aus den Niederlanden vertriebenen Protestanten, unter Joachim Friedrich (— 1608) durch den Geraischen Vertrag, die Vormundschaft über Preußen, Befestigung der inneren Ordnung und monarchischen Disciplinen, unter Johann Sigismund (— 1619), durch erste Komödianten (der erste General-Intendant mit dem bezeichnenden Namen: Junker Hans von Stockfisch bekam 220 Thaler Gehalt und freie Station), Hofgeiger, eine Kapelle und italienische Sänger und durch sonstige Bauten und Bildungen gewonnen hatte, ging Alles

zehnfach wieder verloren unter dem ſchwachen Georg Wilhelm, ſeinem Schwarzenberg und den 30jährigen Krieg.

Schwarzenberg hatte in 6 Jahren über anderthalb Millionen zu geheimen Zwecken verbraucht. Berlin und die Mark waren von Freunden und Feinden ausgeſogen. Schwarzenberg ließ 1638 zum Schutze für ſein böſes Gewiſſen Berlin mit Feſtungswerken verſehen und die Georgen- und Spandauer Vorſtadt abbrechen, die Köllner Vorſtadt aber abbrennen. Zu den Brandſchatzungen der Feinde und Freunde kamen Falſchmünzerei, Stockung alles Verkehrs, Räuberbanden, anſteckende Krankheiten, Noth und Verwilderung aller Art. Georgie Wilhelm fand 12,000 Einwohner Berlins und hinterließ nur 6,000 ausgehungerte Berliner in einer zertrümmerten, zerfallenen Stadt.

Der große Kurfürſt erbte von ſeinem ſterbenden Vater als kranker, 21jähriger Jüngling im Dezember 1640 ein blutriefendes Chaos von Leichen, hohläugigen Brandtrümmern, Menſchen- und Thierknochen, Räubern, heulendem, wilden Hunger, nackter Armuth, gähnenden Einöden, grinſende Ueberbleibſel einer mehr als zwanzigjährigen Kriegswuth und tyrem- und geſinnungsloſen Camarillawirthſchaft im Innern. In der ganzen Prieguitz ſoll nur noch ein einziger Einwohner gelebt haben, ein Prediger; in der ganzen Grafſchaft Ruppin ſtarrten nur noch vier verhungerte Dörfer aus hundert niedergebrannten heraus. In Berlins öden, wüſten, krüppeligen Straßen ſah man Berge aus Brandtrümmern, Gerüll und Moraſt, und die Schweine, oft Stubengenoſſen der Reſidenzbewohner, wühlten melancholiſch darin herum nach Leichen. Solch' eine Reſidenz, ſolch' ein Reich fand der große Kurfürſt, 21 Jahre alt, von Feinden umlagert und von Schwarzenberg mit einem Giftbecher umlauert. Während des halben Jahrhunderts ſeiner Heldenregierung ſchuf er das moderne Berlin, ſchuf er Preußen, die europäiſche Großmacht aus Nichts, aus weniger als Nichts, aus Schaden und Schulden, aus Aſche. Er bewies und verwirklichte durch ſein Halbgottsgenie die Sage von dem aus ſeiner Aſche emporſteigenden Phönix.

Zuerſt ſchaffte er den Schwarzenberg, der ſich aller Wege zum Throne bemächtigt und gegen den Kurfürſten mit Gift bewaffnet hatte, nach Spandau hinter eiſerne Gitter. Der Commandant von Spandau, der's mit dem Kaiſer hielt, ward ſogleich um einen Kopf kürzer gemacht und andere innere Feinde wurden beſeitigt, dann auch die äußern, die Schweden,

die nach Vergleich das Land räumten, dann eroberte er und ſchmiedete die Eroberungen feſt an das innere feſtere Vorhandene. Berlin wuchs und weitete, reinigte und richtete ſich, als trieben unterirdiſche Geiſter Häuſer, Straßen und Menſchen mit Zauberkräften aus der Erde heraus, aber Alles kam aus dem einzigen, olympiſchen Kopfe dieſes Zeus Prussicus, der in klaſſiſcher, gigantiſcher Herrſchergröße zu Roſſe über entſetzten Feinden hier auf der Kurfürſtenbrücke hält, das großartigſte der Denkmäler Berlins.

Er legte zunächſt den Grund zu der jetzigen Geſtalt des Königlichen Schloſſes, deſſen architektoniſcher Charakter in ernſter Größe abſolute Monarchie athmet und ließ den Luſtgarten davor anlegen und herſtellen, Straßen ebenen, pflaſtern und durch Abtragung der krüppeligſten Häuſer möglichſt gerade machen; ſein Baumeiſter Memmhardt und mit ihm Bürger und Einwanderer ſchlugen Häuſer und Paläſte aus der Erde, die zum Theil noch jetzt in feſter Größe ſtehen; von 1658 bis 1683 ward Berlin befeſtigt und eine weitere Gränze der Stadtmauern gezogen. Die alte Köllniſche Stadtmauer ward niedergeriſſen, Neu-Köln am Waſſer, die Gertrauden-Vorſtadt und das Werder in die Wälle, deren Gräben jetzt als Königs- und Kupfergraben bekannt ſind, eingeſchloſſen, alles Bauen und Bilden begünſtigt und ſpäter (1674) durch die zweite Frau des Kurfürſten, Dorothea, der Grund zu dem modernen Berlin, der Friedrichsſtadt, gelegt durch Anbau der Dorotheenſtadt nördlich von den Linden, die auch zum Theil ſchon damals angelegt wurden.

Die franzöſiſchen Auswanderer nach der Aufhebung des Edicts von Nantes, die bereitwillig aufgenommen wurden, brachten ein weſentlich neues, noch jetzt reichlich ſichtbares Element nach Berlin. Man lernte von ihnen nicht nur ſchnupfen und ſich kleiden, man lernte auch eine feinere Geſelligkeit und Lebensbefriedigung kennen, lieben und annehmen; die trotzige Fauſt und die grobe Zunge des Berliners wurden gelenkiger und geſchmeidiger durch franzöſiſche Handſchuhe, Vocabeln und Sitten; man qualmte nicht ſo ſchrecklich viel Tabak mehr, was man von den Holländern gelernt, man betrank ſich nicht mehr ſo viel und gewöhnte ſich an Thee und Aeſthetik. Wer die Gaſſe nicht kehrte, dem ward der Dreck allemal vom kurfürſtlichen Gaſſenmeiſter in's Haus geworfen (ſollte jetzt auch geſchehen), auch gab's bald eine zahme Zeitung zu leſen, und Peter Silverdingen ſpielte bald alle Wochen einmal Komödie in der Pulcinellomaske (1672)

und ſchon ſeit 1660 hatte Kaſpar von Zimmern eine Conceſſion zum Komödienſpielen: „ſo nutzbar der Jugend und zur Annahme heilſamer Tugend".

Künſte und Wiſſenſchaften wurden energiſch gefördert, energiſcher, als man ſpäter dagegen maulwarfte. Aus den Niederlanden kamen berufene Baumeiſter, Maler, Bildhauer, Kupferſtecher u. ſ. w., und einheimiſche Talente reiſten, unterſtützt, nach Italien und Frankreich, um Geſchmack und Bildung zurückzubringen; die Kapelle bekam neue Mitglieder, Bücher wurden angeſchafft und geordnet, ſo daß die Bibliothek 1687 über 1,600 Handſchriften und über 20,000 Bücher enthielt, zu deren Benutzung der Kurfürſt ein Leſezimmer halten ließ. Schon 1659 entſtand eine Buchhandlung; er ließ Schulen anlegen und ordnen, verlegte das im Joachimsthal verfallene Gymnaſium nach Berlin zunächſt in ſein eigenes Schloß, bis ihm der Lärm zu groß ward, und er das Haus der Königsſtraßenecke an der langen Brücke dazu einrichten ließ (1667). Drei Jahre ſpäter entſtand die erſte Mädchenſchule und 1681 die Friedrichsſchule, jetzt Werder'ſches Gymnaſium. Es wurden Kunſtwerke aller Art gekauft und ein Gemälde-, ein Antiken- und ein Münzkabinet angelegt. Juden aus Oeſtreich, Niederländer, Franzoſen, ſogar Tartaren (Geſandte des Murad Gerai, der in der Tartarei von des großen Kurfürſten Ruhm gehört hatte, und ihm deshalb durch nackte Tartaren ein dürres Pferd ſchickte), berufene Gelehrte und Künſtler und freie Anſiedler — Alles vereinigte ſich, Berlin gleichſam im Sturmſchritt in europäiſche Bedeutung zu führen unter der ſchöpferiſchen Gewalt eines Herrſchergenies. Er legte die erſten Poſten an, verband Oder und Spree durch den Friedrich-Wilhelmsgraben, ſtiftete die afrikaniſche Geſellſchaft, das Ober-Kammer-Collegium, ein mediciniſches Collegium und — hinterließ am Ende ſeiner Heldenlaufbahn Berlin, vielleicht ſechsfach vergrößert, mit mehr als 20,000 Einwohnern, die nun, ſtatt in Schmutz und Wildheit zu vegetiren und in Pluderhoſen den Geſchmack zu beleidigen, franzöſiſch ſprechen, Thee trinken, ſchnupfen und ſich geſchmackvoll franzöſiſch kleiden konnten, die 1444 Quadratmeilen Wüſten ſeines Landes um mehr als 600 Quadratmeilen vergrößert und überall blühend, einen Staatsſchatz mit 650,000 Thalern und 28,000 Mann tüchtige Soldaten. Berlin hatte 20,000 Einwohner, deren jeder mehr werth war, als bei ſeinem Regierungsantritt je fünfzig oder hundert von den ſechs Tauſenden, und Berlin, das vor 50 Jahren in Haut und

Knochen hängende Gerippe einer kleinen Stadt, war eine blühende, reinliche, gepflasterte, vollsaftige, zukunftreiche Welt- und Hauptstadt.

Aber Friedrich III., als erster Preußenkönig Friedrich I., schlug die junge Prachtstadt erst zum Ritter, er setzte sich und ihr die Königskrone auf, er warf sich und ihr den Hermelin- und Purpurmantel um, er hing ihr einen Orden an die Brust, wie ihn noch keine Stadt bekam, die Friedrichsstadt, die krystallisirte Cabinetsordre. Der erste König Preußens war der Maurer-, Meubel- und Zimmerpolirer und Tapezier des großen Kurfürsten, der überall die Sache schuf, welche Friedrich überall mit Glanz, Schönheit und königlichem Gestüm versah. Friedrich eroberte nichts und mehr als der große Kurfürst, den Heiligenschein des Königthumes und gleichsam in der genialen Ahnung, daß sein Enkel der große Friedrich seyn werde, schaffte er die Festgarderobe zu dem Staate Friedrichs des Großen zugleich mit an. Er griff kühn über seine Kräfte hinaus, es war gewagt, aber Friedrich I. hatte Glück damit, nemlich Friedrich den Zweiten, den Einzigen. Ohne diesen Nachfolger wäre er mit seiner Eroberung, seiner glänzenden Aesthetik ausgelacht worden. Und schon sein nächster Nachfolger war ein Glück für ihn, er war ein Held des Sparens, praktischer Oekonomie, wie sich denn die Hohenzollern immer wunderbar ergänzten, so daß dem verschwenderischen Aesthetiker immer ein praktischer Oekonom folgte, dem Schwächeren ein Stärkerer.

Nering, Schüler Memmhardts, entwarf den Plan der Friedrichsstadt und begann dessen Ausführung in geraden militärischen Linien, ebenso das prächtige Zeughaus, zu welchem Schlüter die klassischen Verzierungen schuf, nachdem es Johann de Bodt, nicht ganz nach Nerings Plane, vollendet hatte. Die Gesichter sterbender Krieger in den inneren Gesträmmen des Zeughauses werden stets zu dem Vollendetsten gehören, was die neuere Bildnerei hervorbrachte oder je schaffen wird. Schlüter schuf auch das großartigste Meisterwerk Berlins, die Reiterstatue des großen Kurfürsten, seine Jünger machten die vier Gefesselten dazu; 1703 ward sie aufgestellt auf der bevölkertsten Brücke, über welche die Dreistyle gedankenlos aus einem versinnerlichten Berlin in die moderne Weltstadt fährt, in die versteinte Cabinetsordre der preußischen Monarchen. Wir gehen fest und hoffnungsvoll auf dem von ihm gereinigten und gepflasterten Boden. Und wie er in eiserner Ewigkeit da hält hoch zu Roße zwischen den prinzlichen Residenzen, stolz über die erstreckten Felder hinschauend auf das Schloß

seiner Ahnen auf der Kurfürstenbrücke zu Berlin, erscheint dieses kolossale Denkmal nur als die feste Verkörperung der historischen Unsterblichkeit seines Heldengenius. Wenn nur die Leute nicht so gedankenlos vorüber fuhren und gingen! Allerdings ist es schwer, davor andächtig stehen zu bleiben, denn man wird gleich vom Strome der industriellen Königsstraße fortgerissen.

Schlüter vereinigte auch die vielen Schloßbauten zu einem Ganzen, das leider nicht in Schlüters Geiste durch einen Herrn von Göthe später vollendet ward.

Die Friedrichsstadt war bis zur Mauerstraße abgesteckt. Im Jahre 1706 hatte sie schon, begünstigt durch freie Lieferungen und Vergütigungen, 23 bebaute Straßen. Und der luxuriöse, geschmackvolle, von einer geistreichen Gemahlin, welche mit Leibnitz philosophirte und Charlottenburg schuf, unterstützte König baute selbst noch sein Lebtage frisch weg. Die lange Brücke (— 1695), die Parochialkirche (— 1715), die Akademie (das Erdgeschoß Pferdeställe), die französische und neue Kirche auf dem Gensdarmenmarkte, die Garnisonkirche, die Sophienkirche mit vielen Straßen, das Monbijou-Schloß und das französische Gymnasium. Unzählig Vieles ward angelegt, vollendet, verbessert, erweitert und mit neuem Geiste angezogen. Auch schuf er das Heroldsamt, wo jeder Adelige über seine Aechtheit und 16 Ahnen geprüft ward. Doch nahm er auch den Gespenster-Banner Thomasius auf, und hatte den Leibnitz schon, auch Dichter: Canitz, Besser und Neukirch; Propst Spener machte den Pietismus geschmackvoller, Pufendorf und Beckmann schrieben Geschichte, und alle Gelehrte und schönen Geister bekamen durch Leibnitz und Charlotte eine Societät der Wissenschaften, die jetzt noch immer thut, als läge sie in den Windeln. Es gab viel Kunst und Wissenschaft, viel Oper und Ballet; die Perücken wurden immer länger und allgemeiner, und im „Hetzgarten" sah man ästhetisch zu, wie sich verschiedene Bestien balgten und zerbissen.

Der erste König hatte durch seinen goldgestickten Scharlachmantel, an dem jeder Knopf 3000 Dukaten und von drei Diamanten jeder eine Tonne Goldes gekostet, den Berlinern und seinem Staate Credit, Menschen und Geschmack verschafft. Was schadete es, daß der Staatsschatz leer war, zumal da sein Nachfolger so gewaltig zu sparen verstand? Die Einwohnerzahl war von 20,000 auf 50,000 aus aller Herren Ländern gestiegen, welche alle unter Einen weisen Rath kamen.

Friedrich Wilhelm I. sammelte von dem ausgestreuten Kapitale des

erſten Königs über 9 Millionen Zinſen in den Staatsſchatz und 80,000 ſteife Kerntruppen, womit der große Friedrich 1400 Geviertmeilen eroberte und die vorgreifende Anmaßung eines Königstitels auf eine Weiſe rechtfertigte, daß man von den Säulen des Herkules bis nach Sibirien hinein ſtaunend Maul und Naſe aufriß.

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, hatte eine beſondere Paſſion für die militäriſchen Linien der Friedrichsſtadt. Wenn er ſo manchmal gemüthlich durch das Halleſche Thor heraufgeritten kam durch die lückenhafte Häuſer-Armee, deren Ausfüllung er leidenſchaftlich betrieb, fand er hier und da wohl immer ein Individuum mehr, das ihm ganz ſo ausſah, als könnt's ein Haus bauen. Er rief den Zitternden heran: Bau er mir ein Haus, die Akademie wird ihm Steine und Holz geben — und am folgenden Morgen ging's ſchon los. So entſtanden unter ihm über 1000 neue Häuſer der Friedrichsſtadt, die er pflaſtern und erweitern ließ. Auch die andern Stadttheile wurden bedeutend erweitert und ausgefüllt. Er ſelbſt baute die jetzige Garniſonkirche (da, wo ein Pulverthurm der alten Stadtmauer aufgeflogen war), den Thurm der Sophienkirche, die böhmiſche, Dreifaltigkeits- und Petrikirche, die, noch nicht vollendet, 1730 vom Blitze zerſtört ward und überhaupt viel Unglück gehabt und angerichtet hat auf ihrem Petriplatze, auf welchem ſie, nach langer Hetze um einen andern Platz durch „Eingeſandte" in der Voſſiſchen Zeitung, nun doch wieder erbaut werden ſoll. Die Parochialkirche in der Kloſterſtraße bekam das Glockenſpiel vom Münzthurme des Schloſſes. Der König ſchuf außerdem viel polizeiliche und militäriſche Ordnung und Oekonomie: Feuerordnung, Straßen-Beleuchtung und Reinlichkeit und die erſten 15 Droſchken, ein Krankenhaus mit einer Arztſchule, ein anatomiſches Theater, das mediziniſch-chirurgiſche Collegium, den botaniſchen Garten bei Schöneberg, und that viel für die Gewerbe, um ſeine langen Soldaten wohlfeiler zu bekleiden. Um auch etwas für die „reine" Wiſſenſchaft zu thun, machte er ſeinen Hofnarren Gundling zum Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften. Wegen ſeines Tabaks-Collegiums ward wieder mehr deutſch geraucht als franzöſiſch geſchmyſt im Volke, das ſich rauchende öffentliche Vergnügungen ziemlich abgewöhnte, weil man nicht wiſſen konnte, ob der König nicht mit dem Stocke eigenhändig dazwiſchenfahre. Zuweilen durften herumziehende Kraftgenies etwas zum Beſten geben. Beſonders gern ging man zu Gasenberg, dem nordiſchen Herkules in der Bude auf dem neuen Markte mit

dem Poſſenreißer. Berlin hatte beim Tode des zweiten preußiſchen Königs 5000 Häuſer und 90,000 Bewohner mit ſehr cultivirten Zöpfen, ſehr ſoldatiſchen Sitten und großen Perücken.

Friedrich der Große war ein Genie und der Philoſoph des Thrones, der die ſchöpferiſche Energie des großen Kurfürſten mit der Verſchwendung ſeines Großvaters und der Sparſamkeit ſeines Vaters weiſe, genial verband und dadurch Preußen ernſtlich zu einer europäiſchen Großmacht wie Berlin zur Weltſtadt und Reſidenz der Intelligenz erhob, dazu gar noch Potsdam. Er ſchnupfte ſehr ungenirt Spaniol, um kein Hinderniß der Aufklärung in ſeinem philoſophiſchen Haupte zu laſſen und ſchrieb acht Tage vor ſeiner Thronbeſteigung an Wolf, dem damaligen Haupte der Philoſophie, den Philoſophen die Herrſchaft über die Welt und über Könige und Fürſten zu. Seine hauptſächlichſten Berliner Bauten ſind: das Opernhaus (1741), der neue Packhof (43), Abtragung der Wälle am Opernplatze, Spandauer und Königs-Thor, um den Ausbau der Vorſtädte zu beſchleunigen, das Invalidenhaus (48), der neue Dom (50), der erſt 1821 ſeine jetzige äußere Geſtalt bekam und wohl bald einem größeren mit dem Mauſoleum und einem campo santo gewichen ſein wird, die Rosenthaler Vorſtadt (Voigtland, weil ſich da Handwerker aus dem ſächſiſchen Voigtlande in den vom Könige gebauten Häuſern niederließen), der Haak'ſche Markt, viele Privatbauten, z. B. Verſchönerung aller Fronten unter den Linden, die Häuſer um den Tönhofsplatz, nach dem ſiebenjährigen Kriege die bedeutendſten Verſchönerungen der Friedrichsſtadt, das Bibliothekgebäude, die Thürme auf dem Gensdarmenmarkte, Kaſernen, die Friedrichs-, Königs-, Spandauer-, Spittel-, Jäger- und Opernbrücke, die katholiſche Kirche (bis 1773), das Univerſitätsgebäude (damals Palaſt für Prinz Heinrich) u. ſ. w. Nebenbei eroberte er anderthalbtauſend Quadratmeilen Landes gegen den Widerſtand der größten europäiſchen Mächte, die an Friedrich erfuhren, daß wahres Genie doch mächtiger iſt, als alle Bajonette der Welt. Für Kunſt, Wiſſenſchaft, ganz beſonders für Induſtrie und Handel that er mehr als ſonſt viele Jahrhunderte; er erneuerte die Akademie der Wiſſenſchaften, belebte die Akademie der Künſte, der es jetzt wieder ſehr an Leben fehlt, (1786 erſte Kunſtausſtellung), begünſtigte die Geſellſchaft naturforſchender Freunde, gründete die Kriegsſchule, vermehrte und verbeſſerte Volksſchulen und die vier Gymnaſien, Realſchulen, ſtiftete drei Freimaurerlogen (40, 52, 70),

vermehrte die Bibliothek durch eigene und Anderer Werke, spielte Flöte und hatte ausgezeichnete Musiker (Graun) um sich, ausgezeichnete Gelehrte und Schöngeister, besonders Voltaire in der Taubenstraße, den großen Friedrich der deutschen Literatur, der mit ihm in Berlin wohnte, den Lessing, lernte er leider nicht kennen, eben so wenig Mylius, Nicolai, Mendelssohn und andere damalige Berliner Schöngeister), ließ französische Schauspieler kommen (1774 das französische Schauspielhaus auf dem Gensdarmenmarkte erbaut), eine deutsche Schauspielertruppe durfte 1760 auf dem Hofe des Hauses Behrenstraße 55 spielen, und 1771 erhielt Koch das erste Privilegium zu einer stehenden Bühne, von wo aus die Berliner mit Ausnahme des großen Königs selber deutsche Sprache und Poesie kennen lernten. Im verschönerten Thiergarten sah man buntfarbig vertierte französische Rococo-Moden in gräßlicher Ueberladung. — Während der 46jährigen Regierung des Einzigen war Berlins Einwohnerzahl von 90,000 auf 150,000 gestiegen, darunter freilich beinahe ein Drittel Soldaten aus aller Herren Ländern, über 5000 französische Auswanderer, 1000 böhmische und mährische Einwanderer, über 3000 Juden, über 1000 Reformirte, 8000 Katholiken. Berlin ist eine in Intelligenz, Verstand und Witz aufgelöste Mixtur aller Völker, Culturen und Stämme.

Die von Friedrich gestifteten Geldinstitute, die Bank und Seehandlung, die Zahlen- und Klassenlotterie, die landschaftlichen Creditanstalten sind leider durch die riesige Entwicklung der Schöpfungen Friedrichs des Großen zum größten Schaden des Gemeinwohls nicht mit entwickelt worden. Das Zeitbedürfniß hat sich mächtig gegen sie erhoben, und die Krisis wird mächtige Ergebnisse liefern. Friedrich der Große hinterließ ein Berlin, das, von seinem Geiste durchleuchtet, noch lange selbst groß fortwirkte. Das Beste und Größte ging nun bald von dem Volke aus, und Berlin ward nun nicht mehr blos durch Cabinetsordres vergrößert, verschönert und zum Fortschritt getrieben.

Unter Friedrich Wilhelm II. ward das Landrecht eingeführt, Idee des großen Friedrich, und das Brandenburger Thor nach Muster der Propyläen der Akropolis Athens für 1½ Millionen von Langhans gebaut. Dieses Thor ist nach der Kurfürstenstatue das schönste Meisterwerk Berlins. Es ward mehr gebaut, als man sagen kann, und noch mehr Musik gemacht. Der Einzige blies Flöte, sein Nachfolger spielte Violoncell. Reichardt, Righini, Himmel und Benda standen an der Spitze des überaus musici-

renden Berlin. Der höchste Thurm auf der Marienkirche erhielt von Holz seine mit Kupfer beschlagene Höhe von 125 Fuß. Man kann oben von zwei Gallerien die verschiedenen Schichten der Jahrhunderte Berlins studiren. Löbberlin fing im französischen Schauspielhause deutsch zu spielen an: von Iffland, Schiller, Göthe, Shakespeare und entdeckte die deutsche Literatur. In der Akademie der Wissenschaften wagte man schon deutsch zu sprechen. Zu den Bildungsanstalten kamen die Thierarzneischule (90), die Peyinière (96), das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium (97), die Sing-Akademie (99 — Zelter), viele neue Gewerbe, z. B. 4000 Seidenwebersstühle, Verzinnungsanstalten und die Normaluhr unter den Linden am Akademiegebäude, vor der noch heute jeder Schusterjunge und Dandy stehen bleibt, um seine Uhr danach zu stellen. Er hinterließ Berlin 1797 an Friedrich Wilhelm III. mit 183,000 Einwohnern, die sich mit ihren Zöpfen und Haarbeuteln schon an der Spitze aller Bildung wähnten, bis sie durch die französische Revolution, die Schlacht bei Jena und die Freiheitskriege, besonders aber nach 1840 eines Bessern belehrt wurden.

Die letzte Vollendung Berlins zur Haupt-, Welt-, Eisenbahn- und Aktien-Börsenstadt Deutschlands zerfällt in vier Epochen: bis zur Schlacht bei Jena, bis zur Schlacht bei Leipzig, bis zur Schlacht der Liebe zu dem sterbenden Könige am zweiten Pfingsttage 1840, und die vierte sucht durch Schlachten mit Büchern, Broschüren, Zeitungsartikeln, Geldnoth, Börsen-Intriguen, Bankerdnungen, Rellstab und Küstner bis jetzt vergebens zum Morgenroth einer neuen Epoche durchzudringen.

Bis 1806 war Berlin steckpreußisch. Napoleon befreite die Berliner und Preußen, indem er sie unterwarf, von Stock, Puder und Perücke. Dem Napoleon haben die Berliner mehr zu verdanken, als ihnen hernach gewährt ward. Bis 1806 ging's im Stile Friedrichs des Großen fort, der aber allein schon grade lange genug gelebt hatte, und das blutbespritzte und mit neuen Menschenrechten gepanzert auftretende neunzehnte Jahrhundert rächte und rächt sich an Allen, welche mit dem Kalender nicht fortschreiten. Es ward hübsch gebaut in Berlin bis 1806: Die Charité, das großartigste Krankenhaus; der alte Dessauer bekam ein Denkmal im Lustgarten, jetzt steht er unter seinen Collegen auf dem Wilhelmsplatze; das neue Münzgebäude mit hübschen Reliefs, ein neues deutsches Schauspielhaus auf der Stelle des französischen, Anlegung der schrecklich entfernten Thore, des Prenzlauer-, Königs-, Landsberger-, Frank-

furter- und Stralauer Thores und deren Verbindung durch ellenlos weite, öde Stadtmauern, die Börse u. s. w. Die Linden bekamen im Wesentlichen ihre jetzige Physiognomie, auch viele Straßen und die Häuser ihr jetziges zweckmäßiges Nummern-System. Alles sah friedlich, rubia, steifleinen und stolz aus, bis Napoleon am 27. October 1806 schicksalsschwer, daß die Häuser dröhnten von dem Taktschritt der Franzosen, durch's Brandenburger Thor die prächtigen Linden herauf marschirte und von den Damen mit Battisttaschentüchern begrüßt ward. Doch der Enthusiasmus war diplomatisch und polizeilich gemacht, und der wahre Berliner Volksgeist schlug gleich durch. So bekam ein Jude, der unter den Linden mit schrie: „Vi-vät l'empereur" von der fettigen Faust eines Fleischers mit den Worten eine Ohrfeige: „Da hasse Vieh-Fett." Und die Franzosen, diese feindlichen Helden, waren hübsch und galant und etwas Neues in dieser Art und wußten manches zarte Herz zu gewinnen. — Clarke ward Napoleonischer Gouverneur von Berlin, in allen Häusern wurden Damen von französischer Einquartirung in die Backen gekniffen. Es war ein gottloses Leben: die Franzosen bivouakirten in den Kirchen, stahlen Herzen, und unter Denon plünderten sie die Kunstsammlungen und nahmen sogar die Victoria herunter und mit nach Paris. — Sieben Bürger mußten nach Vorschrift Napoleons die Stadt verwalten und die andern Bürgersoldat spielen und wachen, daß dem Napoleon kein Schade geschehe. Man hatte die Franzosen bis zu Ende des Jahres 1808 auf dem Halse, aber als der ernste König mit seiner klassisch schönen Gemahlin am 23. December 1809 wieder nach Berlin gekommen, die Städteordnung eingeführt und Hardenberg, Hardenberg, der Talisman preußischer Reform, Staatskanzler geworden war, schlugen die Berliner vor ihre Köpfe und weckten dadurch ihren alten Trotz, ihren Muth und Uebermuth; selbst Knaben und Mädchen wurden Franzosenfresser. Die schöne, feurige Königin wirkte wie eine Jungfrau von Orleans, als Bellona der Befreiungskriege, deren Ausbruch ihr ein neidischer Tod und deren späteres Schicksal ihr ein freundlicher Tod verschloß. Berlin ward der Feuerheerd und die Vulcanschmiede der Befreiungskriege, und Hardenberg und Stein hieben kräftig alle Feudalbande und alle Fesseln des vorigen Jahrhunderts vom Volke, das nun begeistert sich rüstete zu der Völkerschlacht bei Leipzig. Berlin empfing den romantischen Johannes des Befreiungskampfes, den Schill, mit Enthusiasmus und zündete seinen tragischen Eifer zum Siegreisszuge

gegen Napoleon zum Feuer der That an. Frauen und Mädchen riſſen ihre goldenen Spangen und Ringe ab, um ſie der Freiheit zu opfern; die Jugend warf ihre Bücher weg und griff zum Schwerte, der Jugendbund zählte täglich neue Mitglieder in Berlin, Alles warf ſich mit heiligem Groll dem gedemüthigten Vaterlande todesmuthig in die Arme und dem Feinde entgegen. Dieſer neue Geiſt, durch Napoleon, der uns demüthigte, angefacht, ward in Berlin beſonders durch Fichte zu einem heiligen Geiſtesfeuer angeblaſen. Fichte — Napoleon philosophus — ſtellte ſtolz und kühn das erkennende „Ich“ dem handelnden gegenüber und feuerte durch ſeine „Reden“, während Napoleons Waffen vor ſeinem Hörſaale klirrten, (denn Berlin bekam am 15. October 1810 ſeine Univerſität) die höchſte Nationalbegeiſterung und den gründlichſten Franzoſenhaß unter das deutſche Volk. Napoleon wußte das wohl, daß die verwegene Maſſe der Berliner unter Fichte den Brennpunkt ſeiner Feinde bildete; er wollte ſich fürchterlich an ihnen rächen, aber die Berliner Jugend zog ihm entgegen und ſchlug das Vorſpiel der Schlacht von Leipzig bei Lützen, Groß-Beeren und Tennewitz und rettete Berlin. Auf den großen Schlachtfeldern ſchlafen Hunderte Berliner Söhne, deren todesmuthige Begeiſterung Napoleon mit Schrecken durch den Pulverdampf ſah. Man ſieht noch heute Narben dieſer Schlachten in Berliner Familien, und ſie bilden noch jährlich ein Volksfeſt. Nach den beiden Schlachten war Berlin am Erhabenſten, am Großartigſten. Jede Hausfrau, Mädchen und Frauen der höchſten Stände zupften Charpie, goſſen Balſam in die Wunden der Krieger, verbanden, kochten und gaben ihr Letztes hin zur Labung der Verwundeten und Kranken. Blücher war damals das perſonificirte Berlin. Er ſprach, fluchte und ſchlug wie ein ein ächter Alt-Berliner. Er war kaltblütig, rauh, trotzig, ungenirt, humoriſtiſch vor Kanonen und Königen und dabei voll glühender Begeiſterung. Grade ſo iſt der unverfälſchte Berliner, die deshalb beinahe ſo ſprüchwörtlich geworden ſind wie der alte Degen ſelber und ſein noch rauherer Geiſtes-Ahn, der alte Deſſauer. Dieſer ſteht mit ſeinen Helden-Gefährten des ſiebenjährigen Krieges um den jetzt verſchönten Wilhelmsplatz herum, jener allein in gigantiſcher Schönheit am ſchönſten, großartigſten Platze Berlins, der Hauptwache gegenüber, neben dem Opernhauſe mit einem Fuße auf einer Kanone und gezogenem Haudegen, ihm gegenüber Scharnhorſt, der Schöpfer des neuen Heerweſens, und Bülow, der Held von Dennewitz, der die

Rettung Berlins befehligte gegen Napoleons Racheplan. Fichte, der Hauptheld der Freiheitskriege, hat kein Denkmal, weil er kein General und ein Philosoph war.

Bis zu den Schlachten bei Leipzig und Waterloo hatte Preußen im Innern durch Stein und Hardenberg und das Volk selbst Fortschritte gemacht, die zum Ausbau das ganze Jahrhundert beschäftigt haben würden, wenn man's nicht später, mißtrauisch und diplomatisch gemacht gegen die Consequenzen des Freiheitskriegsgeistes, vorgezogen hätte, Vieles liegen zu lassen und das Beste gewaltsam hinaus zu schieben, wodurch ganz Preußen Kopfschmerzen bekam, und der Kopf ist Berlin. Freilich der befreite, vergrößerte Staat verschaffte sich einen Kopfputz, ein Berlin, dem zum höchsten Schmucke nur noch die Physiognomie politischer Freiheit und wahrhafter Lebensbefriedigung fehlt. Die in Berlin concentrirten Staatsbehörden, die vermehrt und deren Macht erweitert ward, der in Berlin concentrirte Glanz des Militär-Cultus, die aus Paris zurückgebrachten Kunstgegenstände, der Zudrang von Menschen aus den Provinzen, die Staats- und Privatbauten, die frei gewordene Industrie, die Universität und die vielen Bildungs-, Kunst- und Vergnügungsanstalten, Altenstein, Hegel, Henriette Sontag, der „jetzliche" Glauen und später das junge Deutschland, von dem Mundt ein Potsdamer und Gutzkow sogar ein geborner Berliner ist und die mit Heinrich Heine u. s. w. lange bei Stehely und im Casino ihren Sturm-Geist an Berliner Witz rieben, Glasbrenner, der Eckensteher-Homer und seine witzigen Inselhelden — das Alles gab Berlin einen neuen magischen Reiz und verdoppelte die Zahl der Einwohner und den Herzschlag des Lebens. Auf Staatskosten entstanden: das Museum, das neue Schauspielhaus, die Singakademie, die Hauptwache, die Bauschule, die Werder'sche Kirche, die Thierarzneischule, mehrere Kirchen und Kasernen, das Denkmal auf dem Kreuzberge, die Statuen Scharnhorst's und Bülow's, Rauchs klassisch schöne marmorne Luise im Mausoleum zu Charlottenburg, der alljährlich sich verschönernde Thiergarten, mehrere Brücken-Bauten, innere Verschönerungen und Projekte — fast Alles Schöpfungen des großen, architektonischen Genius Schinkels, durch den das moderne Berlin überhaupt in das neue, klassische Stadium der Baukunst erhoben ward. Es war bald nicht mehr Berlin, es war Berlin-Athen. Bald kam dazu der neue Beweger des Menschengeschlechts, der Dampf, dessen Actienkurse zwischen dem Museum und

dem Tone in Berlin ſitzt und von hier aus durch alle Adern Europas ſieberiſches Blut treibt. Doch da ſind wir ſchon mitten in der neueſten Epoche Berlins, welche mit dem erſten Pfingſtfeiertage des Jahres 1840 auf dem ſchönſten Platze Berlins am Opernhauſe vor dem beſcheidenen Hauſe des eben ſterbenden dritten Friedrich Wilhelm begann. Das Letzte, was der König ſah, war die Weihung des Grundſteins zum Denkmale Friedrichs des Großen am Ausgang der Linden am 31. Mai 1840. Berlin und Preußen waren unter ſeiner beinahe fünfzigjährigen Regierung und unter dem Walten ſeines gerechten, bürgerlichen, frommen Sinnes größer und glänzender als je aus Schmach und Druck hervorgedrungen auf die Bühne der europäiſchen Culturgeſchichte, deren Hauptrolle zu ſpielen der beſcheidene König ſtets abgelehnt hatte. Die Berliner hatten eine rührende Pietät für ihn und duldeten mit Ehren dieſe Zurückhaltung, aber als man dem neuen Könige ſchwor und auf demſelben Platze, noch an dem Todestage des dritten Friedrich Wilhelm Hoche dem Vierten erſchollen, drang der zurückgehaltene Geiſt, bethätigt durch Glaube, Liebe und Hoffnung für die neue Zeit, mächtig und mächtiger und immer beſtimmter als öffentliche Meinung durch die Preſſe, durch Petitionen, Demonſtrationen, Verſammlungen und Projecte aller Art hervor. Allſeitige Enttäuſchungen haben auch die Berliner genöthigt, vernünftiger, wiſſenſchaftlicher, tiefer, praktiſcher und politiſcher zu werden. Berlin iſt das Hauptlager eines entſcheidenden Geiſterkampfes geworden. Es iſt nicht ſo witzig mehr, es iſt humoriſtiſch und melancholiſch geworden wie Hamlet; nur Rellſtab iſt faſt in der faulen Aeſthetik der zwanziger Jahre ſtecken geblieben und immer fleißiger Souffleur äſthetiſch-muſikaliſcher Philiſter-Converſation.

Berlin iſt während der letzten 6 Jahre in ſteigender, tiefer Gährung, ein ſieberiſches Leben von Hunger und Fülle, von brennender Intelligenz und feuchtkalter Verfinſterungsſucht, von Induſtrieen, Speculationen, Intereſſen, Kämpfen und Kriſen, die eine ganze, große Zukunft bearbeiten. In jedem Jahre entſtanden ganze, prächtige Straßenreihen und Stadttheile; vorhandene Straßen wurden durchbrochen, verlängert, durch neue verbunden und durch die Stadtmauern in neue Thore und neue Städte gemündet. Zwiſchen dem Anhalt'ſchen und Potsdamer Thore eine neue Prachtſtadt, auf dem wüſten Köpnicker Felde innerhalb der Mauern Paradereihen von Palläſten, ein neuer Kanal, Staatsbauten und Speicher; rechts vom Brandenburger Thore um den koloſſalſten aller Eiſenbahnhöfe, den Ham-

burger, und das fürchterliche pennſylvaniſche Gefängniß herum der im Plane prächtigſte aller Stadttheile im Werden; alle Straßen unten überall zu Läden mit Spiegelſcheiben durchbrochen und erleuchtet, oben erhöht, abgeputzt und moderniſirt. Die vier Eiſenbahnen, die Hauptſchwingungsknoten des ganzen deutſchen Eiſenbahnverkehrs, haben das Leben verſechsfacht, und die wichtigſten Städte und Häfen, die ſchönſten Gegenden Norddeutſchlands bis Dresden, Breslau, Stettin, Rügen, Kopenhagen, Hamburg u. ſ. w. auf ein Sechſtel der Entfernung an den ſtaubigen Busen Berlins gezogen, das mit allen nächſt benachbarten Städten und Dörfern nun zu Einem Rieſenleibe verwachſen wird, wie denn auch bereits viele Dörfer durch meilenlange Reihen von Häuſern und Villen mit der Stadt verbunden ſind. Die theils projektirten, theils begonnenen und vollendeten Bauten und Verſchönerungen (neues Muſeum, Fresken am Portikus des alten, und die unpaſſend auf eine Treppenwange geſtellte Amazone von Kiß, Mauſoleum mit Fresken, an denen Gornelius koloſſal arbeitet, Friedenoſäule auf dem verſchönten Belle-Alliance-Platze, ruſſiſche Pferdebändiger und eine Granitſäule mit goldenem Adler an dem neuen Vorbau des Schloſſes, das an der Weſtſeite über einer neuen Kapelle eine große Kuppel erhalten ſoll, neuer Dom, neue Kirchen, zwei vollendete und vier projektirte, verſchönerte Plätze, zoologiſcher Garten, Cultusſtätte für den Schwanenorden u. ſ. w.) erheben die Schönheit Berlins in pikanten Widerſprüchen alle Tage und vermehren deren Einwohner- und Häuſerzahl ſchneller, als man zählen kann. Und wenn ich jetzt ſage, Berlin habe 400,000 Einwohner in 10,000 Häuſern, ſo iſt es morgen ſchon nicht mehr wahr, denn die Häuſer wachſen wie Pilze und die Menſchen wie Blattläuſe. Berlin iſt die intereſſanteſte, geſundeſte, ſchönſte Stadt der Welt, wenn es durch eine politiſche Kur von ſeiner *faulen*, ſtagnirten Intelligenz und durch eine Waſſerkur nach Schramke's großartigem Peſtilenzplane von dem weltberüchtigten mörderlichen Geſtanke ſeiner Rinnſteine befreit ſeyn wird. — Nach dieſen hiſtoriſchen Blicken wollen wir uns die Phyſiognomie Berlins, wie's gerathen iſt, kurz beſonders anſehen.

Phyſiognomie Berlins.

Berlin gehört zu den zweifelhaften Schönen, welche nur bei Lichte, d. h. bei Nacht im Schmucke der langen Gaslichtperlenreihen beſehen ſeyn

wollen. Am Tage, bei liebem, ehrlichem Sonnenlichte hat diese Braut der Zukunft einen gar zu erbsenfarbenen Teint der Verlebtheit; ihr Costüm ist schäbig-gentil, hier und da äußerst kostbar und glänzend, aber wenn sie den Fuß hebt, kann man zerrissene Sohlen bemerken, und der feine Strumpf könnte auch besser gestopft seyn. Berlin hat zwei Pole, den der Vornehmheit und des Residenz- und Staatsglanzes um das Brandenburger und Potsdamer Thor herum, und nach den vielen entgegengesetzten Thoren hin breitet sich der viel umfangreichere Pol des Proletariats, des Verbrechens und der Armuth aus, durchspickt von Industrie und Tamyfabrikation. Nach der Mitte zu drängt und zwängt sich der Spiegelscheibenglanz der Industrie und des Ladenhandels.

Will man das ächte, moderne Residenz-Berlin so recht im Glanze kennen lernen, muß man an einem schönen Spätherbstabende, wenn die Saison, der Frühling des Kunst- und Genußlebens schon angefangen, von der erleuchteten Charlottenburger Chaussee her durchs Brandenburger Thor unter den Linden nach dem Schlosse hin wandeln. Ich sag's euch gleich, es ist viel Blendwerk dabei, aber ihr habt doch den Genuß und Eindruck von einer großartigen Glanzstadt mit gewaltigen Lebensströmen, und den schönsten Platz aller Städte der Welt in magischer Gasbeleuchtung, die aus zwei unterirdischen, eisernen Adersystemen, einem englischen und einem städtischen, hervorquillt als stinkendes Schwefelwasserstoffgas, die Friedrichsstadt, die versteinte Cabinetsordre der Hohenzollern, deren Worte und Zeilen mit Pallästen in Lapidarschrift auf Tamyf und Sand lithographirt stehen. Die Boulevards in Paris, der Cours in Marseille, der Newsky-Prospekt der russischen — Schweizer haben Vorzüge vor dem Platze am Opernhause und den Linden, aber es fehlt ihnen an dem lustigen Reize der Linden, der architektonischen Idealität des Platzes.

Aus der lustigen Vorrede Berlins, dem Thiergarten, kommt ihr durch eine der fünf hohen Passagen des Brandenburger Thores in den eigentlichen Text Berlins. Der Pariser Platz mit schweigenden diplomatischen Pallästen empfängt euch, vier unabsehbare Linden- und Gaslichtreihen und sieben Verkehrsströme für Fußgänger, Reiter und Equipagen wuseln und wimmeln, rollen und rauschen euch entgegen. Dazwischen kabelt das Laster hinter seinen Tamenhüten hervor und die Armuth steht und flennt in glänzender Beleuchtung aus erloschenen Augen und Lumpen und wird vom

faſhionablen Jagdhiebe, der, ſein Glas in eine Augenhöhle geklemmt, einer übertünchten Schönen nachſetzt, unwillig zur Seite geſtoßen.

Vom Pariſer Platze her leuchtet zunächſt rechts die ſchweigende Wilhelmsſtraße mit den Diplomatenpalläſten und links durch den Portieus die neue Wilhelms- und Luiſenſtraße herein, das **Quartier latin** Berlins mit verſchämten Armen, Beamtenwittwen und verſchwiegenen Griſettenwirthſchaften voll Poeſie und Prügel. Aber ſie mündet in eine neue, große Prachtwelt, den neuen Stadttheil, der ſich vom Brandenburger Thore her außerhalb um den koloſſalſten aller Eiſenbahnhöfe, den Berlin-Hamburger, das Meduſenhaupt des Schweigegefängnißpallaſtes, Kaſernen, Plätze und glänzende Reihen von Privathäuſern ſeit 1846 gewaltig zu erheben begann. Hier iſt's nach dem von Lennée entworfenen Plane in einigen Jahren reſidenzherrlicher als unter den Linden. Weiter oben unter den Linden überraſcht euch der zweite Hauptdurchſchnitt, die ſtundenlange, vom einem Ende der Stadt bis zum anderen ſchnurgerade Friedrichsſtraße, der Rückgrath und das Rückenmark der Reſidenz, an welches ſich unzählige Straßenrippen in rechtwinkeligen Durchſchnitten und Paralellinien, alle mit unabſehbaren Doppelreihen von Gasflammen beſternt und beperlt, anſchließen. Sie zieht fortwährend Menſchenwogen unter die Linden. Dieſe längſte Straße a[illegible]eltſtädte iſt merkwürdig genug Heerweg der Garden zu Spiel- und Exerzir-Schlachten, Lebenshauptſtrom der Friedrichsſtädter und Spree-Anwohner, vom faſt ſtets lange, öde Leichenzüge nach den Polen dieſer Straße, d[illegible] beide in mehrere koloſſale Kirchhöfe ausſtrahlen, in ſelig glänzender Traurigkeit dahinſchiffen. Kirchhöfe ſind die Pole dieſer Hauptlebensſtraße und des Lebens. Und das iſt der Humor davon. Am Ende der Linden, die von der Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thore eingeleitet und mit der Reiterſtatue des großen Friedrich geſchloſſen werden, weidet ſich Herz und Blick durch den Opernhausplatz, vielleicht den ſchönſten aller ſtädtiſchen Plätze. Den ſieht man freilich an ehrlichen Sonnentage am Beſten, vielleicht aus der Vogelperſpektive des Daches überm Zeughauſe oder Schloſſe, weit und breit, lang und luftig, heiter und herrlich, hier von den Linden, über welche Viktoria hereinwinkt, und da vom Luſtgarten und ſeinem hereinduftendem Baum-, Buſch- und Blumenwerk heiter umgrünt und begrenzt vom Akademiegebäude, der Univerſität mit dem erotiſch-ſchauerlichen Kaſtanienwäldchen, der Singakademie und dem Finanzminiſterium, die aus dem Grün hinter dem griechiſchen Tempel der Haupt-

wache mit ihrer Riesenkanone zwischen Scharnhorsts und Bülows blendendweißen Standbildern hervorblicken, dem größten architektonischen und reliefreichsten Kunstwerke des Zeughauses, der breiten, weiten, prächtigen Schloßbrücke (welche in den zweiten Theil des Platzes führt), dem Lustgarten mit der riesigen Granitschaale und der prächtigen Dampf-Fontaine, dem Museum mit der übelangebrachten Amazone von Kiß, dem heiteren, freskenhieroglyphischen Säulenportikus, dem mährchenhaften Mausoleum für das Hohenzollerngeschlecht und dem campo santo, dem Dome und Schlosse, das durch einen eigenthümlichen Vorbau mit Rasen- und Blumenrabatten, zwei russischen Pferdebändigern und einer vergoldadlerten Granitsäule auf dieser Seite und auf der andern durch eine aus dem Innern hervorgebaute Kapellen-Kuppel an Reiz gewann und an architektonischer Einheit verlor —, und rückwärts von der Panakademie, dem Palais des verstorbenen Königs, einem kleinen Parke, der Statue Blüchers, dem Opernhause mit einer fabelhaften innern Pracht und einem grünen, blumenreichen Spazierplatze zur Seite, dem Palais des Prinzen von Preußen, an welches sich die alte, graue, kaffeemühlenartige Bibliothek lehnt — so stattlich und staatlich und heiter architektonisch von Staats-, Kunst- und Kultusbauten umschlossen, beschaut von der Siegesgöttin, dem großen Friedrich, Blücher, Scharnhorst und Bülow, und von den Dächern herab auch von griechischem Göttervolke — was können Freunde und Fremde Schöneres und Großartigeres beisammen sehen in irgend einer Stadt der Erde? —

„Laßt Euch hier die spätere Stunde der Nacht übereilen, der Menschenlärm schweigt, das Getreibe verliert sich in die Häuser — setzt Euch auf die hohe Treppe des Museums, wo die Träume erwachen an klassische Zeit und Kunst; das Kreuz der Christenheit ist dicht daneben, das Schloß der Monarchie gegenüber, die moderne Börse zehn Schritte von Eurer Linken; der Mondesstrahl weiß und silbern, wie er einst vor vielen tausend Jahren auf die erste Pyramide Aegyptens fiel — da kommt Euch die geschichtliche Frage und Betrachtung in langem, weißem Talare. Wie ist das Alles so geworden? Wer hat's geschaffen? Was wird's noch geben und werden? Welche Namen werden noch im Triumphe einhergetragen seyn durch diese Straßen, über diese Plätze? Wie heißt der Gedanke, welcher dies Alles aus der öden Sandfläche emporschlug? Berlin? Berlin ist ein Vorname von Preußen. Und sollte dieser Gedanke Preußen ein ganz neuer der Geschichte werden? An die bewegenden

Denkſprüche der Geſchichte, zwiſchen denen es aufgewachſen, hat es ſich gar nicht oder nur ablehnend angeſchloſſen; der Reformation, die ſein Pathentag ward, hat es ſich nicht bemächtigt, den dreißigjährigen Krieg hat es nicht ausgefochten, Friedrich der Große hat eine eigene Idee extemporirt, gegen Napoleon, der ihm ins Leben griff, hat es einen entſcheidenden Schlag geführt, um ſich wiederum eigen zu erhalten, ablehnend. Eigen hat es ſich in den neuern Stürmen gefaßt: wird dieſer eigene preußiſche Gedanke in europäiſche Geſchichte heraustreten, die herkömmliche Terminologie verläugnend, aus welcher die Welt ſich nicht herauszufinden weiß? — Mondesnacht antworte!" (Laube: „neue Reiſenovellen.") Vielleicht antwortet der ſonnige Tag der Geſchichte beſſer, die trotzige Braut Berlin — Preußen wird ſich der liebenden Geſchichte, vielleicht nach einem Kampfe wie im zehnten Buche der Nibelungen, ergeben oder iſolirt und verlaſſen als alte Jungfer in's Hospital der Vergangenheit geſteckt werden müſſen — Aber die Stimmung in Berlin und Preußen bürgt ſchon dafür. Der herrliche Pelide wird Priam's ſchöne Tochter frein. — Dieſe Stadt, dieſer Staat iſt der gewaltige, trotzige Triumph eigenen, energiſchen Schaffens aus Willenskraft, Intelligenz, Genie und Conſequenz mitten grade aus der troſtloſeſten Sterilität der Natur und Gegend. Berlin liegt eigentlich in gar keiner Gegend; es hat ſich auf ſein eigenes Genie gebaut, und ſolche trotzige Brunhilden ergeben ſich ſchwer, aber hoffentlich hernach deſto treuer.

Nächſt den Linden und dem Platze am Opernhauſe iſt ein Platz der ſchönſte und größte, den man nicht gern nennt, denn er heißt leider noch immer „Gensdarmenmarkt," weil unter Friedrich Wilhelm I. die Gensdarmerieſtälle an den beiden Kirchen dieſes Platzes waren. Man hätte ihn längſt umtauſchen ſollen, aber Kaſernen und Soldaten haben gar zu vielen Straßen und Plätzen den Namen geben müſſen. Wie man aller 10 Schritte einem Soldaten und Gensdarmen begegnet, ſo auch an unzähligen Ecken militäriſchen Straßennamen. Erſt neuerdings hat man einige neue Straßen mit civiliſirten Namen belegt. Das Schauſpielhaus mit einer großen heitern Stirn nimmt in der Mitte zweier Kirchen mit weißgrauen, runden Thürmen, auf denen goldene Figuren ſtehen, die Mitte dieſes faſhionablen Platzes ein. Die Paläſte, die das große Längenviereck umſchließen, ſind durchweg nobel, einige hiſtoriſch und klaſſiſch, z. B. die Litteraten-Conditorei von Stehely, wo mit wenig Witz und viel Behagen

Weltgeschichte fabricirt wird, die Weinhandlung von Lutter, wo Terrient, Iffland und der Teufels-Hoffmann Genie und Wein veranderten, die Wohnung des Preußischen Geldchefs Rother, und das Billetverkaufs-bureau für das Theater, das durch Herrn von Küstner's Verwaltung und Madame Birch-Pfeiffers Stücke den großen Vorgängern die Strabeerube nahm.

Von der Nähe der Linden hängt der Miethspreis und die Vornehmheit des Wohnens ab. Das eigentliche sachionable Residenzviertel ist 6 Straßen breit, Linden bis Leipziger Straße, und 4 lang, von der Markgrafen- bis zur Wilhelmsstraße. Alle Gegenden werden desto gemeinlicher, je weiter sie von den Linden abliegen. Doch sind noch einzelne neuere und neueste Theile wählbar für die vornehme Welt: der Leipziger Platz, das Geheime-Rathe-Dreieck von dem Potsdamer Thore mit den Anfängen der Potsdamer Straße, durchgrün und durchblumt vom Thiergarten her, Straßen mit herrlichen, heitern Villen und Gärten, die neue Stadt zwischen der Potsdamer und Anhaltischen Eisenbahn, der seit 1840 aufgezeichnete Stadttheil um den Hamburger Eisenbahnhof und einige kleinere Bezirke und modernisirte Palais. In der Nähe der Linden werden Zimmer und meublirte Wohnungen nur für Logiergäste, am liebsten in französischer Sprache von herunterkommenen, vornehmen adligen Damen vermiethet; in andern Gegenden erfährt man den Miethspreis im ächten Berlinisch' aus lauernd-mißtrauischen Physiognomieen. Nur die vornehmsten, wenigen Häuser sind noch unten geschlossen, die meisten durchbrochen zu koketten Läden mit glänzenden Spiegelscheiben. Aber die dichte und dichteste Industrie finden wir erst jenseits des Schlosses und der Spree in dem alten Berlin, deren Flußarme sich in dem Hauptstrome der Königsstraße vereinigen.

Ueber den Schloßplatz hin, der wie die breite Straße daran nur von eleganten Damenluxusartikeln umgeben wird, gehts über die Kurfürstenbrücke in eine ganz andere Welt. Das alte Berlin krabbelt und rabelt sich in dichtesten Menschenströmen aus der Königsstraße entgegen. Hier ist jeder Zoll Industrie: die Läden hocken dicht neben-, über und unter einander; selbst Hausflure sind zu Läden verwandt. Lauter Industrie- und Kaufmannsgesichter, zwei Drittel jüdisch: viele Postboten, denn hier ist das Central-Bureau des Preußischen Postwesens, verbummelte Ueberbleibsel von Schenkjobern, Fabrikarbeiter, Näherinnen, Taschendiebe, ein

wirres, raſtloſes, dichtes, unaufhörliches Durcheinanderwimmeln, wie in einem zerſtörten Ameiſenhaufen, in der Mitte der engen Straße ein ewig raſſelnder, lebensgefährlicher Wagenkampf. Die Königsſtraße, die Königin der Induſtrie, wird von lauter induſtriellen altberliniſchen Straßen ziemlich willkührlich durchſchnitten. Es iſt viel Schmutz und Ernſt und Kälte in dieſen Straßen, Häuſern und Menſchen. Die meiſten haben viel Geld und viel Wanzen zu Hauſe. Die Königsſtraße führt nach dem Alexanderplatz, wo drei ſchreckliche Gebäude nebeneinander ſtehen: das Schuldgefängniß (Ochſenkopf), das Arbeitshaus, die allgemeine Müllgrube aller Behörden für Obdachloſe, Bettler, Proletarier im letzten Akte, aufgegriffene Dirnen, Hoſpitaliten, Wahnſinnige, verkommene Gelehrte und — adelige Damen und Herren, und drittens das Königsſtädtiſche Theater. Vom Alexanderplatze aus laufen Straßen in allen Richtungen nach verſchiedenen Thoren kleinſtädtiſchen Charakters und großſtädtiſchen Elends, deſſen Hunger, Blöße und Verwilderung ſich in unſäglichen Maſſen und Graden meiſt um das Hamburger und Roſenthalerthor gelagert haben. Vor dieſen Thoren gibt's auch gaſtfreundliche Miſthaufen, in welche ſich Obdachloſe zum Schutze vor Polizei und Kälte hineinſcharren, wenn ſie in den „Familien-Häuſern" vor dem Hamburger Thore, den letzten Aſylen der Armuth, nicht mehr ihre Silbergroſchen Miethe zahlen können. Mit dieſen Ausläufen der Stadt iſt übrigens der Friedrichsſtädter Reſidenzbewohner weniger bekannt, als mit Paris, London und Badeörtern.

Die Straßengedärme, die ſich rechts von der Königs- und deren Querſtraßen lang und krumm und eng durcheinander ſchlingen, dienen zunächſt noch dicht und emſig der Induſtrie, Manufaktur, Fabrikation und tauſenderlei, in kleinen Städten kaum bekannten Thätigkeiten, bis es nach den Thoren hin immer ärmlicher, ſtiller und landſtädtiſcher wird. Man würde da glauben, in einer kleinen Stadt zu ſeyn, wenn man nicht durch die malitiöſe Zungenfertigkeit und den höhnenden Witz des Berliner Stadtkindes, durch ſtolze Fabrikgebäude mit hohen Dampfobelisken und das Endloſe der Straßen fortwährend an das große, nüchterne Reſidenzungeheuer erinnert würde. Soll ich euch noch in die unzähligen, engen Quergaſſen führen, welche nie ein Strahl der Sonne austrocknet, aus deren dünnen, feuchten Häuſern hohle Backen, erloſchene Augen, ſchmutzige Kinder, freches Elend hervorklagen und in denen ungetrocknet und nie beachtet die fürchterlichſten Menſchenthränen fließen? Berlin, mächtige, glänzende, militäri-

tige, Hüte und Beile das furchtbar-fruchtbare Elend in Deinen Mauern! In den eigenen Landen, deren Haupt Du bist, können ja noch einmal so viel Glückliche leben, als jetzt Unglückliche! — Geh' in Dich und breite Dich nicht so dämonisch aus! —

Berlin ist aus seiner vielmeiligen Ummauerung nach allen Seiten hin meilenweit in den trostlosen Sand ausgewachsen. Mit den meisten umliegenden Dörfern hat es sich schon durch Pallast-, Villen- und Häuserreihen vereinigt, und die Dörfer können nur noch als Vorstädte der Vorstädte gelten, denn die Sommerwohnungen der Berliner darin, der tägliche Verkehr mit denselben hat diese Dörfler bereits berlinisirt. Vom frommen, schlichten Landmanne weiß man da nichts mehr. Die Fruchtbarkeit der Bewohner, der Zudrang aus den Provinzen und fremden Landen, der riesige Verkehr, der hier durch fünf deutsche, durch Dampfschiffe über die Meere hin verlängerte Eisenbahnen täglich mehrere Male aus- und einmündet und sich in Last- und Eilwägen, Karren und Kisten, Equipagen und 2000 Droschken über die Straßen ergießt, steigert die Zahl der Häuser und Bewohner in geometrischen Proportionen in's Dämonische. Jedes Jahr 10 bis 20 Tausend Einwohner mehr, jedes Jahr neue prächtige Straßen, ganze Stadttheile, größer als manche ganze Stadt — ist es ein Wunder, wenn Berlin allen umliegenden Dörfern von Tag zu Tage näher rückt und die Zwischenräume und Unterschiede ausfüllt? Durch Eisenbahnen und Dampfschiffe hat sich die Umgebung Berlins um das Sechsfache ausgedehnt, oder die wichtigsten Städte und Gegenden Deutschlands und der umliegenden Länder sind ihm um das Sechsfache näher gerückt. Potsdam ist eine Vorstadt Berlins geworden; Magdeburg, Leipzig, Dresden, Stettin, Hamburg, die Ost- und Nordsee liegen vor den Thoren. Man setzt sich vor der Thür in eine Droschke, von da in ein Waggon, steckt sich eine Cigarre an, spricht, gähnt und schläft ein Viechen und ist in Leipzig, Dresden, Hamburg, Kopenhagen, auf Rügen oder gar in Paris, Triest, Wien, Petersburg und London, umgekehrt auch eben so schnell in Berlin, das als Brennpunkt der deutschen Eisenbahn-Radien den unberechenbaren Einfluß dieses dampfbeschwingten Verkehrs am Ersten und Gewaltigsten fühlen, genießen und zu Werk und Wirkung bringen wird. Ist es doch schon jetzt Hauptwahlstadt des über Europa wüthenden und würgenden Aktienpapierkrieges, welchem Berlin die meisten Verwundeten und Todten und Feldherrn erzog. Dafür residirt hier auch die Eisenbahnaktienspekulationspapierseele.

Und wo ſollte dieſer tollkühne, waghalſige, moderne Spekulations-Dämon anders wohnen, als in dem nüchternen, verſtandesſcharfen, verwegenen Berlin mit den unzähligen Genie's, die nichts zu verlieren haben und deshalb Glück und Leben auf eine einzige Karte ſetzen, ſich ſteinerne Valläſte mit Zunge und Obligationen aus Nichts bauen und, wenn ſie Alles verloren haben, ſich als Rentiers und Kapitaliſten etabliren, in Berlin mit ſeinen vielen wirklichen Kapitaliſten, großen und kleinen Banquiers nach den Rothſchild'ſchen Quatuorvirn der größten Geldmacht Deutſchlands? Und wär's bei Zeiten dem Rufe der Geſchichte gefolgt und durch Creditmünzwerkſtätte mit beſchleunigtem Herzſchlage für das materielle Lebensblut Geldheiland Deutſchlands geworden, brauchte's nicht unſägliches, ſelbſtverſchuldetes Unglück an ſich und dem Lande ſpäter wieder gut zu machen, wenn es endlich wollen und können wird! — —

Zur Phyſiognomik Berlins gehört ſein öffentliches Leben auf den Straßen. Wenn die Hähne krähen und die Nachtwächter eiligſt ihre letzte Stunde „abduten", fängts an zu leben, und der junge Tag begrüßt zuerſt die arbeitenden Klaſſen, welche zu ihren Bauten, in ihre Fabriken und Manufakturen eilen zwiſchen Roués und Dirnen, die von nächtlichen Laſtern nach Hauſe ſchleichen. Ladendiener mit dicken Fingern und ohne gewichſte Dollen öffnen eiſenbeſchlagene Läden; verſchlafene, hübſche Dienſtmädchen laufen nach Frühſtück; umliegende Dörfer ſpenden Milch, Butter, Käſe, Gemüſe, Kartoffeln, Obſt und Getreide auf Hunde- und Pferdekarren zu allen Thoren herein, und die Milchmädchen mit ſchwarzen, bellumkerten Hüten lenken ihre Kleppper mit der Gravität ächter Kutſcher. Bauern reiten, ohne Spuren von Reitſchule zu verrathen. Die Fenſter ſchlagen ihre Lider, Rolleaux und Läden, auf, hinter welchen die Nacht unzählige Leiden und Freuden, Thränen, Schmerzen, Sünden und Schulden barg, ohne nun dem neugierigen Tage etwas zu verrathen. Geputzte und lumpige, friſche und mehr blaſſe Schulkinder mit Spuren von Kaffeebrocke an den Backen kokettiren in Schaaren nach den Schulen. Um 9—10 Uhr herrſchen Beamte mit Akten, Droſchken, Branntwein- und Bierwagen, Hauſirkarren und allerhand induſtrielle Strömungen vor, deren man in den Hauptſtraßen wenigſtens acht unterſcheiden kann; auf beiden Trottoirs je zwei Fußſteige, unmittelbar an den Rinnſteinen die Milchhundecarroſſen mit gräßlich ſchreienden Hauſirkärrnern, in der Mitte wenigſtens zwei aneinander vorbei rollende Equipagen- und Wagenreihen. Mittags iſt die

größte Fluch. Unzählige Kinder kurzeln aus ihren Schulſtuben, viele Tauſende von männlichen und weiblichen Fabrikarbeitern gehen bleich zum kargen Tiſche, die feine Welt fährt und fährt ihre Toilette ſpazieren, kauft Bänder und Spitzen, Roué's und Lazzarone belorgnettiren die Damen, von denen nicht wenige auf den „feinen Strich" gehen. Die feinſte und faſhionabelſte Welt zeigt ſich nur auf vier Rädern zwiſchen zwei livreefarbigen Augenbäumen, von denen das vorderſte immer ſo auf dem Bocke ſitzt, daß es den Herrſchaften durch den unedelſten Körpertheil die Ausſicht nach vorn verſperren muß. Man ſieht viel ſchöne Pferde, aber im Equipagengeſchmack ſind die Berliner noch weit hinter Paris, London und Wien zurück. Die großen ſchwerfälligen Kaſten für leichte Spazierfahrten ſind lächerlich. Wie kühn weiß der Engländer in ſeinen luftigen Gigs und Cabs durch Hyde-Park zu fliegen, wie lebensluſtig der Wiener durch den Prater! Ihr in Berlin ſitzt in euren Kaſten ſo kalt und ſchwer aus wie Wachsfiguren. — Aber erſt das Abendroth der Natur iſt das Morgenroth der haute volée. Gegen Abend geht's zu feierlichen Mittagstiſchen, zu offiziellen Abfütterungen, tanzenden Thees, in Concerte, Theater, Ausſtellungen, auf Bälle, anſtändiger Weiſe aber nur auf geſchloſſene, da die öffentlichen durchweg nur Prospekturſ für das Gewerbe der 15,000 Luſtdirnen geworden ſind, zu Jubiläen (denn alle Augenblicke iſt ein Geheimer Rath 25 Jahre im Amte geweſen), Feſteſſen, Vereinen, Conventikeln und durch die Polniſche Zeitung vermittelten erotiſchen Stelldicheins. Die „öffentlichen Vergnügungen" an öffentlichen Orten ſind atomiſtiſch, fade und nur pikant für Taſchendiebe, Dirnen und müſſige Gimpel. Die Privatfreuden höherer Geſelligkeit beſtehen in rückſichtsvollen Abfütterungen, um da mit der Wurſt nach der Speckſeite zu werfen. Die „ein Haus machende" Frau gibt ſich dem Gretzi und Pletzi ihrer Bekannten Preis, um dem Moloch der Mode, des Tones, der Stellung mit graziöſem Lächeln die widerwärtigſten Opfer zu bringen. — Auf den Straßen wuselt's und wimmelt's, rollt und raſſelt es kalt und kunterbunt durcheinander. Viel Lärm und doch eine öde Stille. Komme nicht zur Beſinnung, gemüthlicher Menſch in dieſem wirren Gewühl, es könnte Dir ſonſt klar werden, daß Du unter Larven die einzige fühlende Bruſt ſeieſt. Und wie, wenn das Alles ein Mährchen aus Tauſend und Einer Nacht, ein Geſpenſtertanz wäre, der zerſtiebt, wenn Du Dich vor die Stirn kneipſt? Mir kam's oft ſo vor. Man ſteckt hier in kalter, norddeutſcher Haut, in kleinſtädtiſchen Coterien

und Rückſichten, in großſtädtiſcher Noth, in Geſetzen und polizeilichen Maßregeln, gegen die man im Umdrehen anſtoßen und arretirt werden kann. Zudem gibt's hier 18,000 gezählte Verbrecher, unzählige ungezählt, 15,000 Hetären, unendlich viel Gauner, Beuler, Elende und Nothwilde. Da lernt man ſich einſchließen, iſoliren, zuſammennehmen und zuknöpfen. Sie gehen und ſitzen nebeneinander mit Parirſtecken wie die Türken zur Peſtzeit. Man darf den gebildeten Berliner nicht auf der Straße fragen, wie viel Uhr es ſey, ohne ihm vorher vorgeſtellt zu ſeyn, er denkt ſonſt, man wolle ihm die Uhr ſtehlen. Man kennt nur ſeinen kleinen Kreis, ſonſt gehen ſie miteinander um, wie Müller und Schornſteinfeger. Der Eine fürchtet, man wolle ihn anſchwärzen, der Andere, ihm was weiß machen. Tritt man als Unbekannter an einen geſellſchaftlichen Kreis heran, ſtehen gleich auf jeder Stirn ein Dutzend Ausrufungs- und Fragezeichen von wegen der Geburt, der Windeln, des Taufſcheins, Titels und Einkommens. Jeder ſollte ſeine polizeilich-geſtempelte Biographie auf der Bruſt tragen und eine vidimirte Abſchrift davon auf dem Rücken. Wir ſchwatzen vom Chriſtenthum und ſind noch lange keine Menſchen! — Und doch iſt der eigentliche

Charakter der Berliner

Muth, Geſundheit, leichter Sinn, Verwegenheit, praktiſcher Verſtand, Kampf- und Schlagfertigkeit und die ſociale Virtuoſität, mit Geiſtesgegenwart für jedes Begegniß und Ereigniß gleich eine ſcharfe, pikante, witzige Form und Faſſung zu ſchaffen und ſich ſo mit jedem Dinge und Menſchen in reſpectables Verhältniß zu bringen! Die Geſchichte Berlins und Preußens zeigt den Berliner immer mit Wort und Werk vorweg. Aber dieſes dreiſte, vormäulige, acut-accentuirte Weſen des Berliner Stadtkindes, das ſich auch in dem ſcharfgeſchliffenen, hellen, an Wi's und Ti's überreichen Dialekte, der jedes G in ein ſcharfes J verwandelt, pikant genug ausſpricht, iſt eben in dieſem ſtets ſtraffen und entſchloſſenen Zu- und Vorgreifen abſtoßend, „excluſiv", egoiſtiſch, grob und anmaßend. Dazu iſt der ächte Berliner eitel und hält ſich wegen ſeiner Geburt in der Reſidenz für eine Art von Adel. Jede Annäherung an den ächten Berliner iſt ihm eine Herausforderung: er frägt mit prüfendem Blick von Oben herunter: „Wann!?" Oder er verachtet den Anſpruch an ſeine Perſon und geht mit einem „Jott bewahre!" ſeiner Wege. Wenn er auch ehrlich und gutmüthig iſt,

er liebt es doch, durch eine witzige Wendung zunächst zu choquiren. „Rechts-um ſchenkt man Weißbier“, antwortet er auf eine Frage, und gibt dar-nach doch wohl die rechte Auskunft. Iſt er ſehr zutraulich und zuvor-kommend, ſo will er mit Dir ein Geſchäft machen, Dich über's Ohr hauen, ausbeuten und ausbeuteln, denn der Berliner braucht viel Geld und mehr, als er auf ehrliche Weiſe verdienen kann. Daher machen auch viele faſhio-nable Herren mit ihrem Genie nur Profeſſion von Schwindel, Wucher, Betrug und Spekulation. Urſprünglich waren die Berliner handfeſte, baz-buchene Kunſterbärte, grob und knorrig wie Ahornklötze, aber der lange Friede mit den ſcharfen, dichten Bürgerkriegen der Konkurrenz ohne freie Entwickelung, die vielen vergeblichen Anſtrengungen, etwas Rechts zu er-trotzen, haben dieſelben ermüdet, blaſirt, feig und falſch gemacht. Edler, tüchtiger Kern will tüchtige Nahrung; „ein guter Biſſen will auch eine gute Tunke.“ Wir haben nichts Großes und Mächtiges zu verarbeiten, und ſo jagt der Adler Mücken und kaut kleinliche, kleinſtädtiſche Intereſſen noch kleiner. Der ewige Streuſand der Büreaus, das ſtabile, geſin-nungsloſe, induſtrielle Löſchpapier der Voſſiſchen Zeitung, das der Berliner alle Morgen zum Kaffee genießt, haben ihn dumm und dünnlich gemacht. Die tauſend Gelegenheiten zu Genuß und Luxus haben eine lächerliche Genuß-, Prunk- und Prahlſucht erzeugt und erzogen, obgleich die Berli-ner gar keine Genußfähigkeit haben und ſich mit „man ſo thun“ begnü-gen müſſen. — Die Folge iſt Ueberſättigung, Blaſirtheit, Neugier, Hunger, die Leere immer wieder auszufüllen mit Dingen, die nicht nähren. (Mit Erlaubniß von mir citire ich mich hier ſelbſt aus einem typographiſchen Werkchen) „Der Witz und die Sucht, ſich darin ſelbſt zu genießen, lauert immer, wie die Katze vorm Mauſeloche, über jede Maus, die der krei-ſende Berg der Tagsgeſchichte (und „Eingeſandts“) gebiert, ſofort herzu-fallen und ſich mauſig zu machen. Mit dieſer formalen, abgehetzten, egoi-ſtiſchen Bildung, der es an edler Nahrung fehlt, um ſich mit der lokalen Thatkräftigkeit in die Objektivität zu ſtürzen, hängt der frivole, eyhemere Enthuſiasmus für Virtuoſen, Tänzerinnen, Bajaderen, dreſſirte Menſchen und Thiere zuſammen, ein Enthuſiasmus, der durch Meilſtabs, den Berli-nern zur Gewohnheit gewordene, triviale Feder ſchon oft bis zur Blamage für ganz Berlin ausſchlug. Sie erheben ſolche Berühmtheiten zu goldnen Kälbern, nicht in der ehrlichen Abſicht, ſie zu vergöttern, ſondern drum herum zu tanzen. Und das Tanzen macht den Tanzenden Spaß. —

Wer in ſolchen Genüſſen lebensbankerott geworden, flüchtet ſich in das dunkele, hier ſtark bevölkerte Reich der Frömmelei. So erklären ſich die Gegenſätze: Frivolität und Frömmelei, Genußſucht und eben ſo gottloſe Abſtraktion vom Leben in pietiſtiſchen Wohlthätigkeits- und Enthaltſamkeitsvereinen." — Berlin iſt berühmt durch ſeine Wohlthätigkeit. Es hat ſein halbes Tauſend Wohlthätigkeitsvereine und ſchickt alle Augenblicke hübſche Summen an auswärtige Nothleidende. Wenn ich's aber nicht genau wüßte, würd' ich nicht ſagen, daß man vielfach aus den unredlichſten, lächerlichſten Abſichten fromm und wohlthätig ſey. Die Einen wollen dem lieben Gott ein X für'n U vormachen, um frühere oder noch blühende Sünden zu neutraliſiren, die Andern thun's aus ſchlechter Politik und denken, das Wohl- und Frommthun ſey gut gegen mißliebige Ideen und Volksanſprüche, noch Andere wollen ihre Namen nur in der Zeitung leſen, die Ehrlichſten mögen wirklich denken, der Hydra des Pauperismus und des moraliſchen und phyſiſchen Elends die Köpfe abzuſchlagen. Freilich iſt aber nichts ſicherer, als daß die Wohlthätigkeit ſtatt geſunder, rechtlicher Volkswirthſchaft, und die Einimpfung pietiſtiſcher Demuth vor Gott ſtatt Verbreitung geſunder Einſicht, Bildung und moraliſcher Kraft und Menſchenwürde das Uebel nur immer vergrößert. — „Wer ſich in den leeren, aufreibenden Genüſſen des Reſidenzlebens überſättigt und die Genußfähigkeit verloren hat, wenn nun Apotheken und Bäder nicht mehr helfen, flüchtet ſich endlich auf die unredlichſte, frömmelnde Weiſe zu Gott, da er nicht mehr ſündigen kann." Doch „bange machen gilt nicht," ſagt ein Berliner Sprichwort. Der muthige Kraftgeiſt Berlins wird wieder kämpfen und ſiegen, wenn es mit der Geſchichte, die ihre Viſitenkarten längſt hier abgegeben hat, erſt einig geworden ſeyn wird. Der dreiſte, ſchneidende, abſprechende, grobe, witzige Berliner, deſſen Leben ſeit Jahrhunderten ein ſiegender Kampf mit der ſumpfigen, ſandigen Natur und unberechtigten Autoritäten war, wird ſchon ſeinen Witz laſſen, wenn es ſeines Amtes iſt, zu handeln. So ſchroff er auch dem Süddeutſchen, der in weicherer, ergiebiger, ſchönerer Natur gemüthlicher und vollſaftiger gerieth, noch gegenüber ſteht mit ſeinem geharniſchten Verſtande, ſeiner raffinirten, despotiſchen Intelligenz, die Alles beſſer weiß und ein Bajonnet in jedem Urtheile hat; ſo werden doch der ſich hier concentrirende, rieſige Verkehr, der mit Dampf alle Tage viele Hunderte von Menſchen aus aller Herren Ländern bringt und eben ſo viel mit fortnimmt, die vielen Fremd-

den, die hier aus allen Zeiten und Zonen ſich anſiedelten, die Lebenspulſe eines auch in ſeinen Schwächen noch großmächtigen Königreiches, die hier zuſammenſchlagen, endlich glücklichere Zuſtände und Bedingungen der Kultur entwickeln, welche den Berliner zum Menſchen machen und ihm Luſt und Gelegenheit geben, mit ſeinem energiſchen, einſeitigen Verſtande ſüddeutſche Warmblütigkeit und Gemüthlichkeit zu verbinden. Ueberhaupt müſſen durch den beſchwingten Verkehr, durch welchen ſich alle Lokalitäten und Völker ſo nahe rücken und in ewig flüſſige Verbindung bringen, alle lokaltypiſchen und nationalen Charakterſchwächen nach und nach einer wahrhaft menſchlichen, vollkräftigen Weltbildung und allgemeinen Lebensbefriedigung weichen. Die Elemente dazu ſind in Berlin ſchon in noblthätiger Gährung. Alle Lokalitäten und civiliſirten Völker ſind bereits hier vertreten, und die Berliner bringen von ihren Reiſen ſtets neue Bildungsmittel und beſſeres Gehirn mit. Berlin wird morgen eine Weltſtadt, bisher war's nur eine gefürchtete und verachtete, geliebte und gehaßte, aber Allen intereſſante, ſchöne, monarchiſche, große Stadt im Kleinen, oder kleine Stadt im Großen. Nur der dicke Weißbier-Philiſter, der nicht aus ſeiner Rhinocerosbaut herauskommt und ſeit langen Jahren alle Abende an demſelben Tiſche mit denſelben Gevattern ſitzt, wird noch lange als vorſündfluthliches Ungeheuer des Berliner Lokal-Charakters ſich conſerviren. Vielleicht iſt er auch ewig, wie Ahasver; wenigſtens nimmt er Niemandem ein Kreuz ab, es müßte denn ein rother Adlerorden vierter Klaſſe ſeyn.

Wachsthum Berlins.

Man hat Berlin auch ſchon den „Falſtaff der Städte" genannt. Ganz richtig. Es iſt zuweilen nicht nur ſo prahleriſch und aufſchneideriſch wie Falſtaff, ſondern auch ſo dick und liederlich. Man ſpricht von 15 bis 18 Tauſend entſchiedenen, profeſſionirten Verbrechern, 20 Tauſend Proletariern niedrigſter Klaſſe, aus denen ſich die Verbrecher immer recrutiren, 15 Tauſend Prieſterinnen der Preisgebung und unzähligen Wucherern, Verbrechern, Betrügern, Cartouſes und Cartouche's, die gegen alle Paragraphen des allgemeinen Landrechtes und der andern Geſetzbücher unter Schirm und Schein des Geſetzlichen, ja Chriſtlichen ſündigen und dabei dick und fett und reich werden und immer neue Sünder und Verbrecher von Profeſſion und Grundſatz an- und erziehen auf den Hochſchulen des Verbrechens, in

den Strafarten und Strafanſtalten, ohne daß ſich Berlin gehörig mauſern kann. Deshalb wirds ſo ſündig dick und fett. Geſunde Kräfte und Säfte werden wohl ausgewieſen durch Auswanderung, aber die Proletarier bleiben nicht nur, ſondern vermehren ſich auch in blattlausartiger Fruchtbarkeit, indem ſie immer arretirt, beſtraft, wieder entlaſſen und mit neuer Wuth unter polizeilicher Aufſicht, welche in den ſeltenen Fällen, wo Jemand Arbeit und Brod geſucht und gefunden hat, den Eintritt in ein ordentliches Leben unmöglich macht, brod- und ſchutzlos in das Leben hinausgeſtoßen werden. Berlin kann ſich nicht mauſern. Das iſt die phyſiologiſche Haupturſache des ſündigen, dämoniſchen Fettwerdens. Aber auch unzählige faſhionable Tagediebe und ehemalige Gewerbtreibende, die ſich in den Ruheſtand verſetzen und als Rentiers und Kapitaliſten leben, ziehen aus den Provinzen her. Aus aller Herren Ländern kommen jährlich 18 bis 20 Tauſend weibliche und ziemlich eben ſo viel männliche Dienſt- und Beſchäftigungſuchende hieher, um ſich verführen und verderben zu laſſen, zu heirathen, als Handwerker, Fabrikarbeiter, Viktualienkellerwirthe, Droſchkenkutſcher, Näherinnen, Wäſcherinnen, Entretenue's u. ſ. w., ſich Heimathsrechte zu erwerben oder ſich als ertappte Mitglieder polizeiwidrigen Lebenswandels von der Polizei wieder in ihre Heimath transportiren zu laſſen. In letzterer Hinſicht iſt die Polizei ſtreng, aber dieſer Strenge gegenüber haben ſich die raffinirteſten Mittel und Schleichwege gebahnt, den Argusaugen der Polizei zu entgehen, oder ſie durch Schein-Heirathen, Schein-Dienſtſcheine u. ſ. w. zu entwaffnen.

Die dämoniſch-wachſende Fabrikation, die Eiſenbahn- und Häuſerbauten, die auf vulkaniſchem, nicht mehr goldenem Boden üppig blühende Handwerksinduſtrie — alle dieſe Mächte ziehen fortwährend Tauſende von Proletariern aus den Provinzen, von denen immer Viele hier feſten Fuß faſſen. Von den fünfzig- bis hunderttauſend Fremden, welche fünf Eiſenbahnen jährlich über Berlin ausgießen, gefällt's immer auch Mehreren, hier zu bleiben.

So hat Berlin einen Zufluß von Außen, wie keine andere Stadt Deutſchlands, und da durch den geſtörten Mauſerungsprozeß die nöthigen Ausſcheidungen nicht erfolgen, und gerade die Proletarier keinem bibliſchen Spruche ſo eifrig nachleben, als dem: „Seyd fruchtbar und mehret Euch!“ ſo kann man ſich ungefähr eine Vorſtellung machen, in welchen dämoniſchen, geometriſchen Proportionen die Bevölkerung ſteigen und Berlin

wachsen mag. Wenn man bisher eine jährliche Zunahme von 15 bis 20 Tausend Menschen und 6 bis 8 Hundert Häusern annahm, so ist das schon längst nicht mehr wahr, und in Jahr und Tag kann man vielleicht schon diese Zahlen verdoppeln, um statistisch mit der Wirklichkeit Schritt zu halten.

Wer Berlin seit 5 bis 6 Jahren nicht gesehen hat, mag die Augen noch so weit aufreißen, er kann doch nicht alle neuen Stadttheile und Prachtstraßen übersehen. Alte Straßen verlängert, durchbrochen, durch Querstraßen verbunden, unabsehbare neue Straßen entstanden voll glänzender Architektonik, die ganze neue Stadttheile bilden. Alte Häuser und Buden in den vollen Straßen entzöbt, aufgeputzt, ganz weggerissen und durch glänzende Stein-, Sand- und Kalk-Kolosse ersetzt, die unten von dicht gedrängten Läden mit Spiegelscheiben erglänzen, und unter denen natürlich der Branntweinkeller nicht fehlen darf. Aus den Thoren heraus ist das schöne Umgebene fast überall bereits mit den nächsten Dörfern durch Gartenhäuser, Villen, Vergnügungsörter und Armenhäuser verwachsen und hat die Dörfer zu Vorstädten civilisirt und urbanisirt. Und jeder Eisenbahnhof vor den Thoren bildet ja innen schon eine kleine Stadt, die schon jetzt größer ist, als manche Residenz eines deutschen Fürsten. Und wenn auch die Verbindungsstraßen zu den Dörfern noch nicht alle ausgefüllt sind, unterhalten doch unzählige Zweigroschen-Kremser, die vor den meisten Thoren halten, eine stets thätige Circulation mit diesen Vorstädten. Ein projektirtes Omnibussystem wird diese und die innere Circulation, die jetzt von 2000 Droschken besorgt wird, durch größere Wohlfeilheit und Regelmäßigkeit noch frischer und rascher machen und einen Kreis beherrschen, der mindestens 3 Meilen im Durchmesser haben mag.

Und wer kann denn künftig sagen, wo die Gränze des fabrizirenden, handeltreibenden und verkehrenden Berlins seyn soll? Liegen nicht jetzt schon durch fünf Eisenbahnen alle die großen Land-, See- und Handelsstädte, zu denen und durch welche und von welchen rasende Dampfschlotte auf Papier und Eisen hin- und herflappern, vor den Thoren Berlins? Und wer kann die ungeheuere Reformkraft dieses dampfbeschwingten Verkehrs jetzt schon übersehen? Es ist besonders die Verdichtungs- und Concentrationskraft des Dampfverkehrs, welche auf das Wachsthum Berlins im ungeheuersten Maaße wirken muß. Die Eisenbahnen ziehen unzählige Städte dicht an den staubigen Busen Berlins und saugen diese aus und in Berlin

hinein. Deshalb hat auch der bildliche Darsteller Berlins in der „Physiologie Berlins“ (von dem Verfasser dieser Schilderung) die Eisenbahnmündungen bezeichnend als Rachen dämonischer Ungeheuer gezeichnet. (S. die Federzeichnung zum ersten Hefte der „Physiologie Berlins“.) Man hat sich jetzt schon gewöhnt, 20, 30 Meilen in der Runde wichtige Einkäufe und Geschäfte nur in Berlin zu machen, wo auch im Durchschnitt Alles am Billigsten und Besten und vieles sonst gar nicht Vorhandene zu haben ist. Dieß muß nothwendig lähmend und drückend auf die Produktionskräfte dieser Städte, wie belebend und kräftigend auf Berlin wirken. Berlin wird mit jedem Tage ein mächtigeres Centrum der Industrie und Fabrikation', des Verkehrs und Handels, und wie es dadurch eine ganz neue, moderne Physiognomie bekommt, in welcher die Beamten- und Staats-Hierarchie nicht mehr vor der concentrirten Volks- und Verkehrskraft hervorleuchten kann, muß es auch die Physiognomien der benachbarten Eisenbahnstädte völlig verändern und eine völlig neue Vertheilung der Arbeit bewirken. Die Städte werden zu Handlangern und Lieferungsörtern für Berlin und die andern großen Schwingungsknoten des Dampfverkehrs herabsinken und, wenn das Gleichgewicht der neu vertheilten Arbeit erreicht ist, als solche sich wieder erheben mit neuer Lebenskraft. Und wenn erst die exclusive, ablehnend gehaltene Politik in Berlin sich mit dem erwachten Volksgeiste Preußens und der übrigen deutschen Bewohner und Staaten hingebend und gewährend einlassen und die Sympathien des deutschen Geistes und Genius genießen wird, dann mag es als schönste und größte Stadt Deutschlands, als Deutschland berechtigt vertretende Weltstadt zu dem stolzen Britten und dem freien Amerikaner (Ersterer ist mit seinen besten Institutionen Germanias Sohn und Letzterer mit seinen souverainartigen Bürgern Germanias Enkel) glücklich im Namen Deutschlands sagen: Meine Kinder, wir beherrschen die Erde. Lasset sie uns glücklich machen mit deutschem, freiem Geiste!

Größen und Schönheiten im Besonderen.

Erstens ist Berlin im Ganzen und Großen ein schöner, bis zu einer gewissen Erhabenheit anziehender optischer Genuß. Am Besten sieht man's von verschiedenen Stellen aus der Vogelperspective. Von Außen und na-

mentlich vor manchen Thoren ſieht's gar nicht aus, als könne vor uns dieſe pikante Weltſtadt liegen. Nur vom Tivoli und dem Kreuzberge aus, der ſich 10,000 — Zoll über den ſchmutzigen Spiegel der Spree erhebt, hat man ein lang gedehntes Panorama Berlins vor ſich. Da es auf einem Urmeraſte, vielleicht gar auf einem alten Meeresbette ruht, liegt's von allen Seiten etwas tief, und das armſeligſte Gebirgsſtädtchen ſieht oft von Weitem viel ſchöner aus als unſer Reſidenzungeheuer. Man muß auf verſchiedene Dächer ſteigen oder mit einem Green'ſchen Luftballon über die Stadt hinfliegen, um dieſen gigantiſchen, architektoniſchen Triumph preußiſch-brandenburgiſchen Intelligenzmuthes zu überſchauen. Von den Dächern des Schloſſes und des Zeughauſes drängt ſich der architektoniſche Glanz der eigentlichen Reſidenz in die erſtaunte Pupille. Vom Marienthurme überſieht man das wimmelnde, rauchige, rauſchende Gewinde des alten Berlin. Auf dem Dache der Werder'ſchen Kirche kann man den Unterſchied des alten und neuen, königlichen Berlin und deſſen verſchiedene Jahrhunderte ſtudiren. Vom Thurme des Kroll'ſchen Vergnügungskoloſſes mag man beſonders das Wachsthum des neuen Stadttheiles bewundern.

Die Idee des preußiſchen Staates, als des durch Eroberung und Berliner Verwegenheit der magerſten Natur und dem heiligen römiſchen Reiche abgedrungenen, des Militärſtaates iſt am Großartigſten in Architektonik und Sculptur vertreten. Die prächtigſten Bauten und alle Statuen und Denkmäler gelten kriegeriſchen, kein einziges civilen Verdienſten. „Preußen hat ſich längſt, um mit Hegel zu reden, aus dem Rohen herausgehauen, und muß nun den friedlichen Krieg innerer Befreiung führen, die Geiſter aufeinander platzen laſſen im freien Forſchen und Kämpfen der Intelligenz, denn dieſe bekommt erſt Blüthen und Früchte, wenn der militäriſche Muth civil geworden und von Herz, Heerd und Haus aus freie Formen für allgemeine, durchdringende Lebensbefriedigung im alltäglichen Leben ſchaffen und entwickeln kann. Der wiſſenſchaftliche, patriotiſche, volkswirthſchaftliche Muth, die Freiheit des Wortes und Werkes, des Geldes und Geiſtes iſt nun Bedingung zur Größe und Glückſeligkeit der Völker. Das neue Militär beſteht aus der Heldenſchaar Guttenbergs, 24 kleinen, ſchwarzen Soldaten von Blei und Antimonium. Dieſe laſſe man frei exerciren und evolviren und paradiren im Dienſte des Feldherrn des Friedens, der Intelligenz. Ein rechtes Wort hat oft mehr Macht als eine Armee.

Das königliche Schloß

iſt die impoſanteſte Steinblüthe der militäriſchen Monarchie Preußens. Von 1451 bis 1716 ward es in die jetzige Geſtalt gebracht. Der jetzige König hat die in der Geſchichte Berlins erwähnten Veränderungen damit vorgenommen. Dem Plane nach fehlen noch Statuen eben, von der Ferne den Sitz des Herrſchers zu verkünden. Es iſt 460 Fuß lang, 276 breit und über 100 hoch, hat vier innere Höfe, 600 Zimmer und zum Theil durch Friedrich Wilhelm IV. prächtig verſchönte Säle. Die Kunſtkammer mit geſchichtlichen, völkerkundlichen Merkwürdigkeiten, der Ritter- und Marmorſaal, die neue Kapelle mit der Kuppel ſind den Fremden täglich zugänglich, unter Umſtänden auch die königlichen Gemächer. Die beigegebene Anſicht ſtellt das Schloß von der Spreeſeite dar, an welche es ſich dicht anlehnt. Rechts an derſelben Seite erhebt ſich das großartige, zum Theil in die Spree hineingebaute Mauſoleum mit einem Campo santo, wozu noch ein großartiger neuer Dom kommen ſoll.

Das königliche Zeughaus

vereinigt Meiſterwerke der Sculptur und Baukunſt, um die gefrorne Schlachtmuſik (Jean Paul nennt die Baukunſt: „gefrorne Muſik") des Preußenſtaates in ſtolzer, ſteinerner Herrlichkeit zu repräſentiren. Architektoniſch iſt dieſer ſtolze Bau nicht mehr ſo impoſant, ſeitdem durch die Laſt der Mauern und Geſchütze das Ganze etwas ſank und durch das erhöhte Steinpflaſter gedrückt ward; aber um ſo reicher und herrlicher winken die Sculptur- und Reliefkunſtwerke herab, beſonders klaſſiſch im Innern des Hofes unter 21 Fenſtern die berühmten Köpfe ſterbender Krieger, die Schlüter'ſchen Masken. Dieſe ſchmerzzerriſſenen Geſichter malen im Kleinen die hoffentlich ganz hinter uns liegende Periode der Weltgeſchichte voll Menſchenſchlächterei auf meiſterhaft abſchreckende Weiſe. Die inneren Räume ſtrotzen von geordneten Waffen aller Zeiten, Zonen und Nationen. Die Zahl der preußiſchen Bayonnete iſt Legion, doch Preußen verlaſſe ſich lieber auf das unbewaffnete Volk, nicht auf dieſe ultima ratio regum. — Das Ganze iſt ein Viereck, jede Seite von 280 Fuß Länge. Es iſt zu beſtimmten Zeiten Allen und durch Vermittelung des Zeugoffizieres Fremden alle Tage zugänglich. Jeder wird es beſehen, denn es iſt vielleicht das

ſchönſte Gebäude der Erde. Die der „Gallerie“ beigegebene Anſicht kann nur die eine äußerliche Seite zur Anſchauung im Kleinen bringen. Man muß aber das Ganze in ſeinen koloſſalen Formen auf ſich wirken laſſen, um einen Begriff von dem militäriſchen Stolze und Glanze Preußens zu bekommen. Schräg gegenüber ſteht auf dem herrlichen Platze der eigentlichſte Repräſentant preußiſchen, muthigen Kriegshumors, der alte Blücher mit ſeinem Handegen auf einer zerbrochenen Kanone. Der Berliner Witz macht das mit ſchönen Reliefs geſchmückte Piedeſtal zu einem Ofen, und Blücher droht deshalb mit dem Säbel ſo furchtbar herunter, „weil er man alleene kaum Platz hat uf ſeinen Ofen.“ Auch hat er ſich öfter beſchwert über den unäſthetiſchen Opernlärm neben ſich.

Das Opernhaus

iſt aber auch in ſeiner überladenen, neuen Pracht und alle künſtleriſche, dramatiſche Kraft marſchwammartig verzehrenden Koſtſpieligkeit nicht nur dem alten Blücher, ſondern jedem vernünftigen Menſchen zuwider. Es iſt eine Schmach, daß die Oper, als Bankert des Drama's und der Muſik, in ihrer gottloſen Selbſtſtändigkeit auf den Gräbern des Drama's, der weltbedeutenden Kunſt, für welche unſere größten Geiſter wirkten, verehrt und vergöttert herumjodeln und ſitten- und ſchönheitswidrig balletſpringen und ſich ſpreizen darf. Der dramatiſche Geſang hat keine andere äſthetiſche Berechtigung als die eines Beſtandtheiles des Drama's. Dramatiſche Handlungen zu ſingen, ſtatt ſie zu ſprechen und zu thun, iſt die allerſinnloſeſte, albernſte Mißgeburt der Bühne, die nur von muſikaliſchen Geldſchneidern und dem blaſirten, verretteten Geſchmack des gebildeten Pöbels zum Schönheits- und Genuß-Moloch der Mode in dieſe Höhe und dieſen koſtſpieligen Cultus hinauf maltraitirt ward. Spätere, beſſere Zeiten werden darüber richten. Doch wir haben's hier blos mit dem Opernhauſe zu thun, das von Außen architektoniſch gefällig und lang genug ausſieht, innerlich aber mit einer Pracht ausgemalt, ausgegoldet, ausſculpirt, ausſammetirt und austapezirt iſt, daß man gar nicht glauben ſollte, Berlin könne je der Hauptſitz der ungeheuern Geldklemme werden und geworden ſeyn. An dem größten Prachtwerke des Opernhauſes, dem Gas-Kronenleuchter, dem genialſten Werke des durch ſeine Reliefgloben, Reliefkarten und plaſtiſchen Thiergebilde berühmten Commiſſionsraths Kummer, wollte man

freilich fuhren und verweigerte ihm die verlangte Zahlung, so daß durch diese Rechtsverzögerung der Schöpfer dieses einzigen Prachtwerkes, worin dessen ganzes Vermögen steckt, fast an den Bettelstab kam. Mögen die Leute das Opernhaus und die Opern und tricotlüsternen Ballets bewundern, ich kann's nicht; hier ist das „Capua der Geister", der Kunst und der dramatischen Poesie, aus welcher „ein Komödiant einen Pfarrer lehren" könnte, wenn sie nicht todt geopert und verküstnert worden wäre.

Das königliche Schauspielhaus

auf dem Gensdarmenmarkte (ärgert Euch noch einmal über diesen klassischen Namen!) von klassischer Berühmtheit durch Iffland, Fleck, Devrient, Seydelmann u. s. w., ist neuerdings Tempel für Uebersetzungen aus dem Französischen und Birch-Pfeiffer'sche Fabrikate, ja sogar für Birch Pfeiffer'sches Spiel geworden. Da es nicht ärger werden kann, wird sich die Bühne wohl bald einmal wieder heben, was aber nicht von Dauer seyn wird ohne ein erhobenes, glückliches Volk. Das Gebäude macht von der Seite der Markgrafenstraße mit seinem heitern Säulenwerk, seinen Musen, Masken, Grazien und Göttern einen heiteren Eindruck. Apollo galoppirt mit seinen Greifen („Heuschrecken") davon, wahrscheinlich, weil er mit der Wirthschaft unten und dem neuen Theaterreglement, dem nur noch die Knute zur vollkommenen Ausbildung fehlt, nichts zu thun haben will. Oben ist ein großer Konzertsaal, der größte in Berlin, 76 Fuß lang, 44 breit und 43 hoch. Das Schauspielhaus ward als französisches 1774 gebaut, 1800 abgebrochen und bis 1802 erneut. Es brannte 1817 ab, und 1819—20 ward das jetzige nach Schinkel aufgerichtet. „Weh' Euch ihr stolzen Hallen", wenn ihr noch lange den deutschen, dramatischen Geist beleidigt und verbirchpfeiffert!

Das Museum

über den Lustgarten hin der Nordseite des Schlosses gegenüber ist das klassische Hospital und Invalidenhaus für die schönen, gestorbenen Götter und Göttinnen des alten Griechenland und Rom und deren heiter-religiöse Plastik, oben für die Gemälde des Mittelalters mit nur wenigen Original-Meisterwerken. Diese griechischen Gottheiten „Da ihr noch die schöne

Welt regieret, an der Freude leichtem Gängelband!" — „Alles Hohe nahmen ſie mit fort, alle Farben, alle Lebenstöne — und uns blieb nur das entſeelte Wort" und eine moderne Schildwache vor dem Muſeum und ein radebrechender Franzoſe als Portier und eine einſeitig drückende Amazone von Kuß auf der einen Treppenwange und eine räthſelhafte Freskenmalerei im Portikus mit vielen Verzeichnungen — Aber es iſt wehmüthig ſchön, in dieſe klaſſiſchen Räume von einer 90 Fuß breiten Treppe durch einen ſteinedlen Portikus in die Rotunde zu treten, in welche das Licht von Oben auf einen Kreis uralter Götter und Göttinnen herabblickt und die noch in jugendlicher Schönheit und Fülle auf die entgötterten Beſucher ſtumm und ſtill herabſchauen. Aus der Rotunde tritt man in die ſtille, marmorne Verſammlung altgriechiſcher und altrömiſcher Sculptur, wo im Winter mancher arme Candidat hingeht, um ſich in den geheizten Götterräumen für ſeine kalte Stube und Theologie zu entſchädigen. — Der Grundſtein zum Muſeum ward 1824 gelegt. Es bildet ein Viereck von 276 Fuß Länge, 180 Fuß Breite und über 60 Fuß Höhe. Es iſt neuerdings auf der Hinterſeite durch einen Ueberbau mit dem koſtſpieligen neuen Muſeum verbunden worden, in welchem neuere Kunſtwerke aller Art Platz finden ſollen. Es beeinträchtigt aber jetzt die Schönheit des alten und macht von keiner Seite einen befriedigenden architektoniſchen Eindruck. Im unteren Stockwerke des alten Muſeums findet man eine reichhaltige, ſchöne Vaſen- und Gemmen-Sammlung. Die Räume ſind unentgeltlich zu gewiſſen Tageszeiten Allen und durch beſondere Verwendung auch ſonſt zugänglich.

Das alte, vorgriechiſche Volk der Räthſel und Geheimniſſe, Aegypten, iſt nirgends ſo mannigfaltig vertreten als im ägyptiſchen Muſeum des Monbijougartens. Hier findet man Mumien, Särge, Hieroglyphen, vor drei Jahrtauſenden ſchon veraltete Sandalen und Pantoffeln in widerlicher ſchwerer Menge. Profeſſor Lepſius hat für viele Tauſend Thaler noch Aegypten durchwühlt, um dieſe verwitterte, geheimnißvolle (aber es ſteckt nichts Geſcheidtes dahinter!) Mumienwelt mit noch mehr altägyptiſchem Antiquitäts-Plunder zu bereichern. Wenn nur die jetzigen, nach Offenheit ſchreienden Menſchen ſatt und froh und glücklich und gut dadurch würden, könnten ſie immer ſammeln! Aber ſelbſt der Geſchichte nützen dieſe alten Pantoffeln nichts!

Vor dem Muſeum ſteht die 1500 Centner wiegende Granitſchaale

einem Sprunge, welche bloß deshalb mit ungeheueren Geldopfern gemacht iſt, weil man die Maſſe dazu im Inlande fand. Sonſt iſt weder Nutzen noch Schönheit und Zweck oder Idee dabei oder darin.

Die königliche Bibliothek

lehnt ſich an das Palais des Prinzen von Preußen und gehört durch ſeine kaffeemühlenartige Structur zu den äußerſt ſeltenen Berliner Sehenswürdigkeiten, die originell ſind. Die ungeheuer vielen Bücher darin (beinahe 1 Million mit mehr als 8000 Handſchriften) ſtehen unter dem Redacteur der Spener'ſchen Zeitung, Dr. Spiker, und ſind bloß Mittwochs von 10 bis 12 Uhr zu beſehen, das Leſezimmer können gewiſſe eximirte Perſonen täglich beſuchen. Die Benutzung der Bücher, die ſich von ſelbſt vermehren, da jeder Buchhändler ein Exemplar ſeines Verlags umſonſt liefern muß, ſoll mit Schwierigkeiten verbunden ſeyn, wenn man nicht ſo unglücklich iſt, officieller Profeſſor zu ſeyn. Das alte Gebäude hat etwas Schauerliches, namentlich wenn man bedenkt, wie unzählige Gelehrte und Privatdocenten in dieſen Hallen ihren — Geiſt aufgegeben und verloren haben, um dafür Bücher einzutauſchen und neue daraus zu deſtilliren.

Geben wir ganz hinüber in die officielle Wiſſenſchaft, das Univerſitäts-Gebäude, ehemals ein prinzliches Schloß, jetzt ein äußerlich abgeputztes, oben ſtatuenreiches, in der Mitte zurückgezogenes eigenthümliches Gebäude, ſo können wir ſehen und hören, daß die ehemals Fichte-, Hegel-, Schleiermacher-, Marheineke- und Gans-berühmte universitas litterarum nichts weiter mehr iſt, als ein Gymnaſium im größeren Maßſtabe. Die Friſche der Profeſſoren iſt verſchwunden und die akademiſche libertas academica behutſam geworden, da faſt alle Studenten neumodige Filzhüte tragen und ſogar wie feine Herren ausſehen. Die philoſophiſche Fakultät hat amtlich erklärt, daß die Wiſſenſchaft ſich nicht mit dem Leben einlaſſen dürfe. Nur Profeſſor Michelet hat ſich auffallender Weiſe erlaubt, die Ketzeranſicht auszuſprechen, daß Wiſſenſchaft und Leben vermittelt werden müßten, worüber er von dem senatu academico zu Protokoll vernommen ward. — In dem Kaſtanienwäldchen hinter der Univerſität ſollten Büſten von Fichte, Hegel, Schleiermacher, Gans u. ſ. w. aufgeſtellt werden, aber ſie haben keinen Waffenruhm und ſollen auch ſchlechte Chriſten geweſen ſeyn. —

In den Flügeln des Universitäts-Gebäudes stecken auch noch bedeutende Wissenschafts-Magazine, das anatomische und zoologische Museum mit einem Mineraliencabinet. In der Zoologie sind besonders Fische und Vögel reichhaltig vertreten.

Zu den Hilfs-Instituten der Universität gehört der botanische Garten mit 19 Gewächshäusern und mehr als 12,000 lebendigen Pflanzenarten außer dem Herbarium. Er liegt vor dem Potsdamer Thore bei Schöneberg und gehört Freitags zu den öffentlichen Vergnügungen.

Das lebendige zoologische Museum, der auf Actien entstandene „zoologische Garten", war bisher nur eine sehr weit verstreute van Akensche Thierbude hinten im Thiergarten, da gerade die wildesten Thiere, deren freie Bewegung am Interessantesten ist, in ganz engen Käfigen stecken. Nur die unschuldigen haben größere Räume. Das Klima wollte bisher dieses wissenschaftlich-volksthümliche Thier-Institut nicht recht gedeihen lassen. —

Die Akademie der Künste und Wissenschaften neben der Universität mit Kupferstichen, Gypsabdrücken, der akademischen Buchdruckerei und der Normal-Uhr, würde zu den bedeutendsten Hebelkräften der Civilisation gehören, wenn sie nicht zu den — unbedeutendsten gehörte. Die Wissenschaft ist hier ganz Mumie, nur Professor Böckh und Herr von Raumer spielten manchmal bei sehr feierlichen Gelegenheiten in Ciceronianischem Latein ein Pischen auf das Leben an. Die Akademie der Künste hat eine empirische, wissenschaftslose Mittelmäßigkeit mit der lockersten Disciplin für künftige Maler, die aber hier nicht malen, sondern nur ein Bischen zeichnen lernen, zum Prinzip erhoben. —

Um zunächst noch in architektonischen Genüssen zu bleiben, mögen die königliche Bauschule an der Schleusenbrücke, eine der schönsten Compositionen Schinkels, die nur leider durch die zu nahe Umgebung profaischer Privatgebäude und der unsaubern Hinterseite der „Schlossfreiheit" gedrückt wird, unten Sitz eleganter Industrie, oben der Oberbaudeputation und der Schule; die Thierarznei-Schule in der Luisenstraße, ein Palast, worin kranke Hunde besser wohnen, als in der schräg über liegenden Charité die tausend kranken Christenkinder; das Bellevue-Schloß im Thiergarten mit einem erquickenden Parke und einer alt-modernen Gemäldesammlung, und die vielen sonstigen Palais' der Hohenzollernfamilie (das des Prinzen von Preußen unter den Linden ist aus lau-

ter vaterländiſchem Material gebaut), die unter Umſtänden den Fremden gezeigt werden und worin man oft nie geahnte Pracht findet; das ruſſiſche Geſandſchafts-Hotel unter den Linden mit den ſtolzen einſcheibigen Spiegelfenſtern und ſonſtige Hotels, Palais und Paläſte, aus denen oft ganze, endloſe Straßen zuſammengeſchwindelt ſind, nach Luſt und Gelegenheit in Augenſchein genommen werden.

Um eine mikrokosmiſche Anſchauung von der Pracht

unter den Linden

zu geben, iſt der Theil im Stahlſtich wiedergegeben worden, der zugleich die Akademie, die Univerſität und die Hauptwache mit den Statuen, auf der andern Seite das Palais des Prinzen von Preußen, Blücher, das Opernhaus, u. ſ. w. ſehen läßt. Wo hier die Linden enden, wird Friedrichs des Großen Reiterſtatue ſich erheben.

Berlin iſt berühmt durch ſeine Architektur, ſeine Bauten. Frühere Baumeiſter verſteinerten hier ihren beſten Geſchmack mit königlichen Mitteln, und Schinkels feiner, ſchöpferiſcher Geiſt athmet Euch überall anmuthig entgegen; aber einen eigentlichen modernen, aus Einem Ideale der Zeit herausgewachſenen Bauſtyl findet man nicht. Seit Schinkel todt iſt, ſcheinen viele Köche vollends den Brei zu verderben. Es liegt darin kein Vorwurf. Unſere im Tiefſten und Höchſten zerriſſene Zeit und Weltſeele kann weder Einen dem Geiſte der Schönheit und des Bedürfniſſes organiſch entſprechenden Bauſtil, noch Einen Glauben und Ein großes, alle Einzelnen durchdringendes Intereſſe und Ideal haben. Das Bedürfniß wird hier, wo man auf einem ſandigen, ſumpfigen Boden immer 8 Monate des Jahres wegen der Kälte und die übrigen 4 wegen Staubes und Stankes die Fenſter geſchloſſen halten muß, immer mit der Schönheit ſtreiten. „Erſt wenn alle die Einzelnheiten wieder zu einem Glauben verdichtet ſind, werdet ihr ein Haus finden; denn auch das Haus muß mitten aus der Seele einer Zeit wachſen, wenn es ächt und gewaltig ſeyn ſoll. Jetzt baut ihr — Studien. Originale habt Ihr nicht. Bildende, bearbeitende Talente geben jetzt durch alle Fächer unſerer Geiſtigkeit, Schrift, Farbe, Stein und Ton, aber das Genie iſt noch in den tauſend neuen Atomen unſerer Zeit verſtreut und hat noch keinen Leib gefunden.“ Dieſe Worte Laube's haben ſchon zehn Jahre gegolten und werden ſich wohl noch lange halten.

Die Geiſtloſigkeit, Armuth und Zerfahrenheit der Architektur ſpricht am Troſtloſeſten aus unſern Kirchen. Berlin war nie eine mittelalterlich-kirchlich-erhabene Stadt und trieb keine einzige Blüthe jenes altgothiſchen Styls, an welchem noch heute die mühſelige und beladene Seele emporhimmeln kann; es hat die prächtigſten Staats- und Militärgebäude, aber keine einzige großartige, gewaltige Kirche. Wir haben viel kokette, tartüffiſche Frömmigkeit, aber damit baut man keine Dome und Peterskirchen. Zwei neueſte Kirchen ſehen gegen das erhöhte Kriegs-Miniſterium in der Leipziger-Straße wie Kartenhäuschen aus; die Thürme darauf haben die Höhe reſpectabler Dampfſchlotte. Wir haben noch keinen neuen kirchlichen Geiſt und der alte, romantiſch-erhabene hat ſich nie mit dem dreiſten und nüchternen Berlin befreunden können. Die kleine, runde, mürriſch-zuſammengekrochene katholiſche Kirche, die Abends für einen großen Backofen gehalten werden kann, iſt eine Miniatur-Ausgabe des römiſchen Pantheons. Unweit davon guckt

die Werderſche Kirche

im Taſchenformat des altgothiſchen Styls über die Dächer hervor in dichtangedrängter, weltlicher, induſtrieller, triſter Umgebung. Schinkel hat ſie entworfen und Unglück damit gehabt. Sie iſt außen 200 Fuß lang und 63 breit. Die Höhe ſagt man nicht gern und weiſt auch nicht gern hinauf, denn die vielen kleinen Thürmlein oben beweiſen doch bloß, daß man ſich nicht mit Einem reſpectablen Thurme in die Höhe wagte. Auch das Altarbild von Begas und die andern von Wach und Schadow ſehen uns modern-nüchtern an, da es den Malern nicht gelang, orthodoxe Andacht mit modernen Pinſeln zu malen. Die Berliner Akademie-Profeſſoren ſind bis jetzt mit allen ihren Altar-Gemälden durchgefallen vor der modernen Religion und Kritik.

Die Marienkirche

in einem ſonnenloſen Winkel am neuen Markte des alten, trotzigen Berlin iſt eine der älteſten mit dem höchſten Thurme. Die Kirche iſt über 50, der Thurm über 280 Fuß hoch und ſeine Structur, ſein kupfernes Gewand und ſeine Gallerien ſind der Beachtung werth. Am zerbröckelten Gemäuer unten ſieht man das Alter. Sie ſtand ſchon im

13ten Jahrhundert. Das Innere, das der Leſer durch einen Stich veranſchaulicht findet, iſt das Schönſte und Großartigſte, was man in Berlin in einer Kirche genießen kann. Das große Schiff, durch zwei gothiſche Pfeiler-Reihen in vier große Räume getheilt, iſt über 180 Fuß lang und über 60 tief. Die Kanzel von Alabaſter, und der 1437 von Erz gefertigte Taufſtein verdienen beſondere Aufmerkſamkeit. An der Seite eines Einganges ſteht ein verwittertes, kleines, ungeſchicktes Kreuz, welches an den ermordeten Biſchof (ſ. Geſch. Berlins) erinnern ſoll.

Die Kloſterkirche

unweit der Parochialkirche iſt unter der Regierung des jetzigen Königs gründlich reſtaurirt mit 2 gothiſchen Thürmen und einer ſchönen Eingangsſäulenhalle und innerhalb am Altare mit 12 Freskobildern, Helden und Gruppen aus dem alten und neuen Teſtamente, die ſehr ſchön und beſonders charakteriſtiſch in der Phyſiognomie ſind, (von Maler Herrmann aus München) verſchönert worden. Das Ganze gewährt von Außen einen wohlthuenden Anblick, der freilich den alterthümlichen Charakter dieſer Kirche (ſie wird ſchon 1272 erwähnt) ganz verwiſcht. Der Berliner Fauſt, Thorneiſſer, hat ſie einmal reſtaurirt und ſeine Frau liegt darin bedenkmalt begraben. Unter den vielen Holz- und Steindenkmälern iſt ein Stein mit einer in rohen Strichen eingehauenen Mönchsfigur, als die muthmaßlich älteſte Spur märkiſcher Sculptur, beſonders komiſch.

Die Parochialkirche in der Kloſterſtraße iſt demnächſt die ſehenswertheſte. Sie ward 1695 — 1703 gebaut und der ſchöne, 94 Fuß hohe Thurm 1713 — 1715 mit einem Glockenſpiele, das alle Stunden Choräle ſpielt, die erhebend an ſtillen Abenden in weiter Ferne verklingen. Die modernen Geläute klingen überall nüchtern, hell wie Eßglocken an Fabrikgebäuden. In der Regel hört man gar nichts davon; die vielen tauſend Equipagen, Droſchken und Laſtwagen machen zu viel irdiſchen Lärm. Von der dumpfen, feierlichen, herzerſchütternden Metallkirchenſprache des Mittelalters verlautet in der modernen Weltſtadt nichts. Schrillende Locomotiv-Pfiffe kreiſchen von früh bis in die Nacht zu den Thoren herein.

Wohl die älteſte Kirche Berlins iſt die in düſtern Häuſern des alten Berlin verſteckte

Nicolaikirche,

die mit einem äußerſt ſpitzigen Schieferthurme daraus hervorragt. Sie wird 1202 erwähnt, hat aber damals wohl ſchon lange geſtanden, denn ſchon 1223 ward eine große Reparatur mit ihr vorgenommen, zuletzt 1811 und 1817 zur dritten Säcularfeier der Reformation, die hier am 2. November 1539 zuerſt von Joachim II. zur Staatsreligion erhoben ward, woraus ſpäter die „evangeliſche Landeskirche“ gemacht ward, was — nur in umgekehrtem Verhältniß — ganz daſſelbe iſt wie der Kirchenſtaat. Die Kirche, anfangs drei Heiligen gewidmet, hat jetzt tüchtige Berliner Bürger der Königsſtadt um ſich. Sie iſt 190 Fuß lang, 75 breit und 49 hoch. Viele Denkmäler und viele Gemälde von Rode und angeblich von Kranach (auf Holz in Oel), ſämmtlich aus der altchriſtlichen Mythologie und aus der ſogenannten oberdeutſchen Schule. Dieſer Reichthum alter Kunſtſchöpfungen in dem grünlichen Farbentone des Ganzen mit den hellen Gradbögen, beleuchtet durch die hohen, gothiſchen Fenſter, macht einen ſpiritualiſtiſch-erhebenden Eindruck. Und ich begreife nicht, warum die Leute drum herum ſo eitel weltlich ſind, und wie ein Paar Schritte davon am Molkenmarkte ſo viel criminaliſtiſch gepügelt und verurtheilt werden kann. —

Wir haben über 30 Kirchen und vier oder fünf ſind noch im Werden. Man könnte noch den Dom erwähnen, aber er ſieht gar nicht wie ein Dom aus und ſoll einem neuen großartigen Platz machen. Es giebt auch noch viele Privatandachtshäuſer, wo verſchiedene Sekten Kirche halten; auch haben ſich einige reiche Mucker Orgeln in ihre Säle ſetzen laſſen, um da *ihren* Gott zu verehren, ſo daß man's auf der Straße merken muß. Es ſollen zum Theil ſehr weltliche Abſichten zu Grunde liegen — aber übermorgen ſchon können ſie damit bankerott machen, denn der neue, geſunde Geiſt harret gerüſtet von allen Seiten. Berlin wird nicht nur Berlin bleiben, ſondern, wie geſagt, auch die Weltſtadt Deutſchlands werden. — Will man recht wehmüthig ſich überzeugen, wie große, weltbewegende Männer und Kräfte Berlin hatte, beſuche man verſchiedene Kirchhöfe, die als denkmalreiche, prächtige Parke und Blumengärten vor den Thoren liegen. Vor dem Oranienburger-Thore auf dem Dorotheenſtädtiſchen Friedhofe verweſt der irdiſche Theil *Hegels*, deſſen ewigen man vergebens auch zu begraben ſuchte, und ſeines großartigſten Schülers, E.

Gans', und ſeines freiheitsmuthigen, ichſtolzen Vorgängers Fichte. Den Schelling hat man in Berlin lebendig begraben. Auch Hufeland, K. Horn und — Langbein, der Dichter und Cenſor, liegen da. L. Devrient ſchlummert auf dem benachbarten franzöſiſchen, Iffland, Fleck, die Bethmann auf dem entgegengeſetzten Jeruſalemer vor dem Halliſchen Thore, Seydelmann auf dem katholiſchen, Schleiermacher, dem auch Marheineke folgte, auf dem Dreifaltigkeitskirchhofe; auf dem des Invalidenhauſes Scharnhorſt, Tauenzien u. ſ. w. Die vielen prächtigen Denkmäler werden Euch noch manche in- und extenſive Größe in Erinnerung bringen.

Hegel, Fichte, Gans, Schleiermacher, Marheineke ſollen hier begraben liegen. Es iſt nicht wahr. Unter den Händen des Altenſtein'ſchen Miniſteriums, das den Hegel rief, iſt eine Schöpfung entſtanden, ſo ſtark und geiſtesgeharniſcht, wie ſie kein Staat der Welt aufzuweiſen hat, „eine dreifache Bruſtwehr der Bildung" und der Siegesbürgſchaft gegen die mächtigſte, anhaltendſte Reaction. Berlin und Preußen haben ſo ziemlich das erſte Glied der feld- und ſchlachtfähigen Geiſtes- und Wiſſenſchaftshelden verloren; aber ein zweites und drittes, viel vollzähliger, vollkräftiger, ſteht bereit, zu zeigen, daß es noch mehr kann. Der erkünſtelte Müſſiggang einiger Jahre iſt nur ein Raſt- und Ruhe-, aber auch ein Raſpel- und Rüſttag. Alle Aemter und Stellen des Kampfes für Wahrheit, Freiheit, Oeffentlichkeit und Erlöſung ſind doppelt und dreifach zu beſetzen, und alle die jetzigen, problematiſchen Berühmtheiten der Wiſſenſchaft „beſitzen eine ringsum erfüllte, nach mancher grünen Außenſeite geſtärkte Schulbildung". Und Berlin hat vieltauſendköpfig angefangen, ſich für Politik zu intereſſiren. Seit mehreren Jahren hat es mit vielem Volke ſich vereint, projectirt, proteſtirt, de- und remonſtrirt, reclamirt, petitionirt, oponirt, räſonnirt, publiciſtiſirt in unzähligen Formen und Farben, und ſobald die Polizei die eine Form aufgelöſt, trat die erregte Maſſe, nicht mehr ge- und verführt durch einzelne, hervorragende Köpfe, ſondern aus eigenem, erwachtem Maſſentrieb und Bedürfniß, in einer andern Form und Farbe auf. Dieſe Vereinsneckereien wurden zwar bisher ſämmtlich von der Polizei, bevor etwas erreicht war, aufgehoben; aber, obwohl als Ereigniſſe unbedeutend und erfolglos, ſind ſie doch als Symptome eines neuen Volksgeiſtes, der Nothwendigkeit einer neuen Zukunft, höchſt bedeutſam, und wenn man ſich beſſer auf politiſche Pathologie ver-

ſtünde, würde man ſich nicht ſo vielen Täuſchungen opfern. Jene aufſteigenden Blaſen der Volksbewegung in Berlin und in ganz Preußen ſind allerdings mephitiſche Dünſte einer zur Gährung gekommenen Verſumpfung, aber auch doch eben die Ausbrüche einer ſteigenden Gährung, welche das liebe, hiſtoriſche Beſtehende durch naturgeſetzlichen chemiſchen Proceß in freiere Aggregatzuſtände zer- und zuſammenſetzen muß. Die Gährung läutert, mauſert und hat, wenn ſie nicht geſtört wird, einen gefahrloſen, menſchheitbeglückenden Verlauf.

Sonſtige wiſſenſchaftliche, Kunſt- und Naturgenüſſe, ſogar letztere, findet man in und um Berlin reichhaltig und unerſchöpflich; doch kann man freilich dabei vor Langeweile und Einſamkeit mitten unter einer halben Million ſich drängender Menſchen und Genüſſe umkommen, wenn man ſich nicht durch Geburt, Reichthum, Schönheit, Ruhm, mächtige Empfehlungsbriefe, berühmte Väter, gefürchtete Onkels u. ſ. w. in mehreren Familien und Geſellſchaften nützlich und ſtetsgerngeſehn zu machen verſtand. Wärme des Gemüths, ſich anſchmiegende Humanität, Tugend und Geſelligkeit findet man unter uns ſelten, wenigſtens nur in beſondern, geſchloſſenen Kreiſen, in den Familienhäuſern, im Arbeitshauſe, in Gefängniſſen, in den Geſellſchaften des Elends und Laſters etwa. Wenigſtens verſichern's Sachverſtändige. Doch ich will ja noch die in „Fremdenführern“ officiell gewordenen hauptſächlichſten Merkwürdigkeiten aufzählen, wie ſie mir noch einfallen. Für wiſſenſchaftliche, künſtleriſche und techniſche Intereſſen empfehlen ſich erſt eine Menge Erziehungs- und Bildungs-Anſtalten, 6 Gymnaſien, die Pepiniére, Realſchulen, Turnplätze und Turnwiſſenſchaft (Maßmann), Bildhauer-, Maler-, Kupferſtecher-, Lithographen- und galvanoplaſtiſche (S. v. Hockewitz) Ateliers; von den 50 Buchdruckereien einige Kolonie mit Dampfmaſchinen und Schnellpreſſen, die aber ſeit Jahren nichts Beſcheidts machten, das königliche Gießhaus und die furchtbaren Maſchinenbauanſtalten und Eiſengießereien (Borſig und Egels), dampfende Fabriken und Manufacturen in großer Menge und zum Theil in dämoniſcher Größe, das königl. Gewerbe-Inſtitut mit Maſchinen-Modellen u. ſ. w. Die königl. Gold- und Silber- und die Porcellan-Manufactur, die Zeitungs-Halle von G. Julius, das Leſecabinet, Kunſtſammlungen und Kunſthandlungen die ſchwere Menge, Dioramen, Panoramen und Kosmoramen, die königliche Münzwerkſtatt, Medaillen- und Münzſammlungen, das aſtronomiſche Obſervatorium mit einer merkwürdigen Kuppel die verlän-

gerte Charlottenſtraße heraufleuchtend, der Telegraph, der elektriſche an der Berlin-Potsdamer-Eiſenbahn, Feſtungs-Modellhaus, die engliſchen und ſtädtiſchen Gaserleuchtungsanſtalten und eine ſchlechterdings unzählbare Menge von wiſſenſchaftlichen, Kunſt-, Gewerbe-, techniſchen (die polytechniſche Geſellſchaft die großartigſte und ſolideſte), gemeinnützigen, Wohlthätigkeits-, Religions-, Mucker- und Vergnügungs-Vereinen und Anſtalten. Das Buch von dem Prediger Liſko beſprach anderthalbhundert Berliner Wohlthätigkeits-Vereine, welche Armuth und Elend und Unfreiheit genährt und gemehrt haben. Wer rettet uns aus dieſer wirren Mitte der ſich unter einander, wie die Gedanken der Heiden, ſo von Gott nichts wiſſen, verklagenden Intereſſen dieſes Reſidenz-Ungeheuers? Wir ſind in der Mitte und ſtehen alſo hoffentlich auf der

langen Brücke mit der Kurfürſtenſtatue.

Die rettet uns. Dieſe großartigſte Verewigung des großen Genius macht uns wieder groß und frei und ſelbſtbeherrſchend mitten im endloſen Gewühl, das ſtets über dieſe Brücke wie durch einen zerbrochenen Damm fluthete und das alte und neue Berlin fortwährend durch einander miſcht. Außer dieſem Denkmale und dem Menſchengewühl hat dieſe Brücke nichts Merkwürdiges. Sie iſt nicht einmal lang, noch weniger breit. Die Proſa zu der Kurfürſtenſtatue iſt, daß ſie 1703, von Schlüter modellirt und von Jacobi gegoſſen, mit ihrer Schwere von 3000 Centnern aufgeſtellt ward. Das Volk hat die Sage, daß der Schöpfer dieſes impoſanteſten Kunſtwerks, ſtolz auf die detaillirteſte Ausführung, wegen der Bemerkung eines naſeweiſen Schuſterjungen, daß die Hufeiſen am Pferde fehlten, ſich neben dem Kurfürſten in's Waſſer geſtürzt habe. Man ſieht, die Berliner haben kein Geſchick zu poetiſchen Sagen und Mährchen.

Es giebt noch 40 und einige Brücken. Die ſchönſte und größte iſt die 156 Fuß lange und 96 Fuß breite, ſieben Wagen neben einander duldende Schloßbrücke, beſonders wenn die Granitpfeiler mit den vorbereiteten Statuen geſchmückt ſeyn werden. Doch laßt uns Luft ſchöpfen draußen vor dem Brandenburger Thore, das wir unter den Linden hin erreichen, im Thiergarten draußen.

Das Brandenburger Thor

ehen wir uns aber erſt gehörig an. „Das iſt nicht mehr Berlin, das

iſt Berlin-Athen". Da ſind ja die leibhaftigen Propyläen der Akropolis Athens, der Reſidenz der Schönheit. Das Thor ward 1789 von Langhans gebaut, die koloſſale preußiſche Victoria darauf (ſie hat mitten in langen, ſiegloſen Zeiten unendlich viel Rauch'ſche Kinder bekommen, die aber bloß „man ſo obun" wie Victoria) iſt, wie erwähnt, eine geborne Potsdamerin und ſchämte ſich, zwiſchen den Schlachten bei Jena und Leipzig in Berlin zu ſeyn, weshalb ſie in Paris war. Wir gehen oder fahren (aber nicht durch das mittelſte Portal, welches bloß für Hof-Equipagen iſt) durch dieſe Propyläen in den

Thiergarten,

wovon eine Partie zur Anſicht beigegeben ward, und freuen uns über die grünen Bäume und den duftigen Raſen und die vielen Blumengruppen und Floraplätze, Gänge und Kreuzwege, in denen bunte, geputzte Menſchen glänzend und nüchtern umherſchleichen. Der botaniſche Geiſt des Thiergartens ſtammt von Lennée, dem Director aller königlichen Gärten. Vielen iſt er zu lennéeiſch und cultivirt, man möcht's ein Bischen wilder haben. Doch die vielen Villen, Blumengärten, Kaffee- und Weißbier-Concertgärten-Etabliſſements dulden's nicht.

Der Kroll'ſche Sommer- und Wintergarten,

das großartigſte und mährchenhafteſte Etabliſſement der Art, war erſt mit ſeiner koſtſpieligen, weiten Zauberpracht auf die haute volée berechnet; aber jetzt findet man zum Glück noch Grethi und Plethi in den Concerten und Vergnügungserfindungen der barockſten Art, die den Untergang dieſes architektoniſchen Beluſtigungs-Mährchens bisher verzögerten. Auch die endemiſche Seuche der Feſteſſen trägt ihm noch einige Lebensverlängerungsmittel zu. Obgleich der prächtigſte Stadttheil daneben im Werden iſt, es wird ſich doch nicht halten können. Berlin iſt zu nüchtern, zu verſtändig, zu arbeitſam und zu leidend, als daß es mit Vergnügen die großen Capitalien, die darin ſtecken, zu verzinſen im Stande wäre. Nur der Knoblauchswürſte verzehrende, ſchnapsduftige Proletarier nährt ſeine Speiſe- und Branntweinskeller, ſeine Puppentheater und Verbrechensherbergsväter, wie man unter dieſen Antipoden der Civiliſation überhaupt die größte Solidität in ihrer Art finden wird. —

Wir müſſen noch ein Weilchen im

Thiergarten

bleiben, wo es zwar außer einigen Eichhörnchen und Vögeln keine Thiere mehr giebt, aber deſto mehr Menſchen im ſchattigen, duftigen Grün der Bäume und des reichdurchblümten Raſens, in Kaffee- und Wohnhäuſern, Villen und Käſichen, die für den Sommer als Lauben für ſchweres Geld gemiethet werden. Der Thiergarten iſt vielleicht der ſchönſte, geſchmackvollſte Park, den irgendwo eine Reſidenz der Welt ſo unmittelbar vor ſeinen Thoren aufweiſen kann. Man ſchleicht, geht, läuft, ißt, trinkt, concertirt, fährt, reitet, lebt, liebt und leidet tauſendfältig in dieſen weiten, reichgeſtalteten, ſchattigen Räumen umher, daß hier Kunſt, Natur und Leben nie zur Ruhe kommen. Der Thiergarten dient anſcheinend vorzüglich zum Vergnügen aller Art, und man denkt, dazu ſey er da. Aber wer tiefer eingedrungen iſt in ſeine Geheimniſſe, kennt ihn von ganz anderer Seite. In die dunkeln, abgelegenen Räume und Winkel flüchtet ſich bei Mond- und Sternenſchein ſowohl die heiligſte als die verbrecheriſchſte Liebe. Am Goldfiſchteich blühen zwiſchen Blumen unſägliche Verbrechen des Fleiſches auf. Mancher Lebensbankerotte hat ſich unter dieſen Bäumen ſchon todtgeſchoſſen oder ſonſt wo und wie eigenhändig aus dem Elende und der Verzweiflung dieſes indiſchen Jammerthals gerettet. Die mediciniſche Statiſtik hat auch beſtimmt nachgewieſen, daß nicht etwa London, wie häufig geglaubt wird, ſondern gerade Berlin den ſchauerlichen Ruhm hat, die meiſten Selbſtmörder unter ſeinen jährlichen Todten vor allen Städten der bekannten Erde zu haben. Das Elend, die Verzweiflung, das obdachloſe Proletariat, das verfolgte Verbrechen flüchtet ſich vorzugsweiſe in den Thiergarten oder in die Miſthaufen vor andern Thoren. Der Thiergarten iſt während der warmen Monate das großartigſte, bewohnteſte Hotel und Hoſpital der vielen Tauſende „labitirender“ Perſonen, die ſich ſtets in und um Berlin aufhalten. Im Winter laſſen ſie ſich fangen und in Arbeitshaus und Gefängniſſe bringen. In ſtillen Sommernächten hört ihr's oft raſcheln und rauſchen und ſchnarchen im Gebüſch. Das ſind keine Geiſter, das ſind lauter durch Elend, Armuth, Verbrechen und Strafe emancipirte Menſchen, die oft Monate lang im Thiergarten ihre wohlfeile Schlafſtelle finden. Früh, wenn die ordentlichen Leute noch tief in ihren dunſtigen Zimmern ſchlafen, ſchlagen ſie im thauigen Graſe ihre Augen

auf und, gewärmt und erquickt vom parteilosen Sonnenstrahl der Frühe, erheben sie sich, umjauchzt vom Gesang der Vögel, sie die Vogelfreien, machen ihre Toilette, indem ihnen die stillen Gewässer des Thiergartens als Spiegel und Waschwasser dienen, und zerstreuen sich in die Stadt, um sich von der Gelegenheit zum Diebe oder sonst zu etwas machen zu lassen. Diese Sommergäste des Thiergartens bilden eine eigenthümliche, in Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten der polizeimäßigen Gesellschaft so stark entgegengesetzte und zahlreiche Menschenklasse, daß sie wenigstens der Erwähnung werth waren — als Schlagschatten zu dem Lichtglanze unserer modernen Gesellschaft.

Der prächtige Thiergarten, wo die Gartenkunst ihre schönsten Triumphe blühen läßt, war bis zum Anfang des sechszehnten Jahrhunderts bis tief in das jetzige Berlin hinein eine waldige Wildniß mit Mooren, Brüchen, Wiesen, Gräben, Sümpfen und allerlei Gethier. Joachim I. ließ sich schon 1527 einen Theil davon von den Eigenthümern in Cölln zum Thier- und Lustgarten abtreten und einhegen. Joachim II. machte daraus ein ordentliches umwildgattertes Jagdrevier mit einem Garten in der Gegend der jetzigen Bank und Hausvoigtei, worin der „Jägerhof" lag. Die „Hundebrücke" (jetzige Schloßbrücke) führte in den eigentlichen Thiergarten. Während des 30jährigen Krieges verwilderten die Anlagen. Der große Kurfürst, ein großer Gartenfreund, der selbst pfropfte und pflanzte, ließ den Thiergarten verschönern und vergrößern bis hinter Moabit, wodurch ein vorderer und hinterer entstand. Die alte Leipziger Straße und die Gertraudenbrücke, jetzt beinahe mitten in der Stadt gelegen, bildeten damals Thore und Enden der Stadt, die in den Thiergarten führten. Die Dorotheen- und Friedrichsstadt wurden mitten im Thiergarten angelegt, wodurch dieser allmählig bis in die jetzige Mauerstraße verdrängt ward. Einige Alleen und Gänge wurden durchgeführt, sonst aber noch Wild in Gattern gehalten. Der Theil rechts vor der Spree (der vordere) ging unter Friedrich I. ganz ein. Die Geschichte des Thiergartens zerfällt in drei Perioden. In der ersten ist er Jagdrevier der Fürsten, in der zweiten, nach dem 30jährigen Kriege, kommt Baum-, Obst- und Ackerbau dazwischen. Friedrich I. begann die dritte Periode mit französischem Beschneide- und Ziergeschmack. Sein französischer Gartenkünstler le Notre machte Lustgänge und großartige Alleen im Thiergarten, bis Friedrich der Große, dessen gartenkünstlerisches Genie noch um Sanssouci blüht, die

beſchränkte Aeſthetik le Notre's durch Fahr-, Reit- und Fußwege, durch Blumenanlagen, Floraplätze mit Roccoco-Statuen verwiſchte und den Grund legte zu der jetzigen Großartigkeit und Schönheit dieſes Parkes. Lennée hat die Anlagen des großen Friedrich unter der vorigen Regierung meiſterhaft durch eigene Schöpfungen vollendet. Offene, reinliche, breite Gänge, bald ſchattig, bald ſonnig, bald in ſchöne Waldlandſchaften mit Waſſerbecken und freien Räumen, bald in Häuſer und Vergnügungsörter und Menſchengewühl, bald in elegiſche, dichtbewaldete Einſamkeit endend, immer frühlingsgrüne, lichte Raſenpartien, die über geſchmackvolle Brücken wieder in ganz andere Gegenden führen, dann wieder Gartenanlagen, mit den ſeltenſten Blumen und Geſträuchen in den mannigfaltigſten Formen geordnet, Floraplätze mit Statuen, der goldfiſchwimmelnde Teich, umkränzt von Blumen und den verſchiedenſten Baumarten in allen Tönungen des erquickenden Grün, die neuen, ſtillen Anlagen weiter hinten für Melancholiker und Liebhaber ſaurer Milch, am Ende der zoologiſche Garten oder das heitere Charlottenburg oder das Köchinnenvergnügen Moabit — welch' eine Fülle von Partieen, Gegenden, Gängen, Blumen und Bäumen und immer blühenden Plätzen mit unzähligen Ruhebänken! Die Kunſt hat hier aus der Natur mehr gemacht, als letztere mit allen ihren Mitteln zu ſchaffen vermag, vielleicht mehr, als der Natur und Naturfreunden lieb iſt. Freilich Gebirge und Felſen mit herzerhebenden Geſichtskreiſen und lachenden Thälern hat man aus dieſem Sumpf und Sande nicht formen können, und ſo wird dem Thiergarten und der ganzen troſtloſen Gegend Berlins ſtets die wahre Kraft und Erhabenheit der Natur fehlen. Aber die Könige Preußens haben mehr daraus gemacht, als Kunſt und Natur vereint anderswo im Stande geweſen wären. Deshalb iſt auch der Thiergarten charakteriſtiſch für die trotzige, ausdauernde, Natur überwindende Intelligenz der Berliner. Der Peſt athmende Waldmoraſt früherer Jahrhunderte iſt zum erquickenden, großartigſten Parke geläutert und erhoben, worin ſtatt des Viehes ſündhafte Menſchenkinder, verfolgte Liebende und Leidende übernachten und ſich theilweiſe erſchießen, des Tages hunderterlei Concerte den Geſang der Vögel überſchmettern und überpauken und tauſenderlei Menſchen ihre ſchönſten Toiletten ſpazieren führen und fahren in großartigſter Nüchternheit und Steifheit; woraus alle ſtillen „Poetenſteige" und Kiebitze, alle Jungfräulichkeit und Naivität der Natur vollſtändig durch genau abgegrenzte Wege, Warnungstafeln,

Cigarrenſänger, Wächter und Hüter und diplomatiſche Schleich-Corſo's ausgewieſen und vollſtändig verdrängt worden ſind. Intelligenz und Witz müſſen die ſchönen Gegenden erſetzen. —

Die Geſellſchafts-Klaſſen in Berlin.

In geſellſchaftlicher Beziehung war Berlin bisher nur eine kleine Stadt im Großen, voller Kaſten- und Kiſten- und Kaſſengeiſt; doch ſcheint's alle Tage freier zu werden. Obenan ſteht die mächtige, maſſenhafte Bureaukratie, die in Berlin bis zur ſprüchwörtlich gewordenen Excluſivität ausgebildete Klaſſe der Staats-Beamten. Unter ihnen kommen zuerſt die Militär-Staatsmänner, deren erſter der König iſt. Der Hofſtaat deſſelben beſteht aus Kammerherrn, Marſchällen, Jägermeiſtern, Schloßhauptleuten, Ceremonienmeiſtern, Stallmeiſtern, Leibärzten, Cabinetsſecretairen u. ſ. w., wovon immer der erſte das Prädicat „Ober" hat, General- und Flügel-Adjutanten, Generälen à la suite, Hofjagdamtleuten, Kämmerern, den Perſonen des Hofmarſchallamts, den 150 Perſonen der Intendantur der Schlöſſer, wovon 30 in der Hofküche angeſtellt ſind, den Beamten des Obermarſtalls, Kammerdienern u. ſ. w. Früher gehörte auch die General-Intendantur der königlichen Schauſpiele zu einer hohen Hof-Charge, aber ſeit Herr von Küſtner dieſes Amt bekleidet, hat das aufgehört. Nach ihm ſoll es wieder eine hohe Hof-Charge werden. Den weiteren Kreis der Umgebung des Königs bilden die verſchiedenen Miniſter und ſonſtige Chefs der hier concentrirten Staats-Bureaus, die ich hier unmöglich alle aufzählen kann, ſodann die Geſandten aus aller Herren Ländern. Dazu kommen die Militärchefs, die zunächſt aus der königlichen Familie und auswärtigen Fürſten beſtehen, ſodann die oberſten Officiere des Generalſtabes, größtentheils von altem, berühmtem Adel, und im weiteſten Kreiſe Alles, was hof- und courfähig iſt. Die Grenzen ſind durch den jetzigen König minder ſtreng geworden, da auch häufig unadelige, berühmte Perſonen in die unmittelbare Umgebung des Königs, zu Tafel und zu Hoffeſten geladen werden. Der milden, freundlichen, ungenirten Perſönlichkeit des Königs läßt Jeder, der ihn in engeren Kreiſen ſah und ſprach, Gerechtigkeit widerfahren. Leider iſt's nur ſchwer, mit Wahrheit und Freimuth durch die verſchiedenen Kreiſe der Umgebung bis unmittelbar zu Herz und Ohr des Königs zu dringen, woraus längſt die dringende Nothwendigkeit folgt, daß

der König Organe aus dem Volke für das Volk habe, die ohne Beamten-, Standes- und persönliche Interessen der obersten Persönlichkeit des Staates das Material und die Massen der Bedürfnisse und Ansprüche des Volkes zu- und vortragen ohne schriftliche und bureaukratische Umwege, auf welchen das Meiste seinen ursprünglichen Charakter, seine Kraft und Frische und Reinheit verlieren muß.

Die unzähligen Geheimen Räthe (mit unendlich viel Titel-Modulationen) und subalternen Beamten bilden eine zweite Hauptschicht der Berliner Gesellschaftsklassen, die sich schon mehr in's Volk mischen und mit ihm gelegentlich herablassend ein Wort wechseln, sogar eine Stange Weißbier trinken.

Das Militärwesen Preußens ist bekanntlich äußerlich dessen glänzendste und stärkste Seite, die nirgends so breit und ordensreich hervorgekehrt wird, als in Berlin. Man sieht Uniformen, wo schlechterdings keine Orden mehr auf der Vorderseite Platz haben. Das reiche, glänzende Militärpersonal bildet hier jetzt eine eigenthümliche Gesellschaftsklasse, die gar nicht mehr recht rangirt werden kann. Sie selbst betrachtet, trägt und beträgt sich als die erste, wohl gar einzige und gilt auch noch hier und da als die einzige, wobei man lächerlicher Weise die andern Menschen bloß als Mittel zum Zweck nimmt. „Unser Stand ist eine Abnormität!" sagte in einer famosen Geschichte ein Münster'scher Officier. Das ist's — eine Abnormität. Die civilen Klassen sehen das Militär so an und rangiren es nach individuellen Standpunkten bald hoch, bald niedrig. Von Potsdam aus soll das alterheilige, volksthümliche Institut der „Schützen-Gilden" wieder belebt werden. Das würde die Abnormität des Militärwesens organisch in den Kern des Volks selbst verlegen und das ganze Vaterland gegen innere und äußere Feinde fest, frei und unüberwindlich machen. —

Das Militär wird hauptsächlich als moderne Zufluchtsstätte und Versorgungsanstalt des Geburtsadels gebraucht; aber der Geburtsadel hat längst seine historische Basis verloren und ist durch die Autokratie des Geldes zersplittert und aufgelöst worden. Die Berliner Geldaristokratie aber besteht aus Adeligen und Bürgerlichen, Juden und Christen, niedrigst und höchst Gebornen. Hier gilt kein Ansehen der Person als solcher, kein Stammbaum, keine Confession, kein Stand und Verdienst. Der Millionär gilt gerade noch einmal so viel als der Besitzer einer hal-

den Million, mag letzterer als moraliſche Perſon auch hundertmal mehr werth ſeyn. Die Herrſchaft des Geldes hat alle frühern Stände und Stufen der Geſellſchaft bereits aufgelöſt, nur innerlich zerfreſſene und zerſetzte Formen werden hier und da noch künſtlich aufrecht erhalten. Den ſocialen, alle Beſtandtheile hiſtoriſcher Organiſationen zerfreſſenden Auflöſungs- und Verfaulungsproceß beherrſcht als furchtbarer Despot das Geld. Was ſich bereits innerhalb dieſer Zerſetzung Neues organiſch bildet für die Zukunft, iſt nirgends ſchon recht zu erkennen. Manches Gebilde iſt nur ein über Nacht emporgeſchoſſenes Glücks- und Geldpilzgewächs, eine kernloſe Sumpfpflanze, die der erſte Strahl der Sonne vernichten wird. Zu dieſen Gebilden der Fäulniß gehören vor allen Dingen die Börſen- und Induſtrieritter, die Speculanten von Profeſſion, wovon Berlin die feiſteſten, meiſten, raffinirteſten aufweiſen kann.

Eine beſondere Gattung, gemiſcht aus dem ehemaligen Handwerks- und Bürgerſtande und der Geld-, Börſen-, Induſtrie- und Speculanten-Ariſtokratie, iſt der ſogenannte Gewerbs-Adel, jene induſtrielle Ariſtokratie, die äußerlich noch irgend einem Gewerbszweige angehört, aber durch das Geld ſich allen Luxus und Schund der Civiliſation angeklebt und durch Converſations-Lexica ſogar einen flitternden Schein von litterariſcher und wiſſenſchaftlicher Bildung aufgeſchminkt hat. Dieſe Miſchgattung findet ſich wohl hier am Reichlichſten ausgeprägt. Sie beſteht aus Fleiſchern, Bäckern, Brauern, Deſtillateurs, Glaſern, Tapezierern, ſogenannten Bürgern und Handwerkern und Fabrikanten. (Die meiſten frühern Handwerke werden ſchon in der Form von Fabriken d. h. durch Geld getrieben). Sie haben Geld und halten ſich ihre weißen Sklaven damit, die ihnen das Geld reichlich verzinſen müſſen. Von dieſen Zinſen meubliren ſie ſich auf das Prächtigſte, halten ſie ſich Equipagen, Lakaien, Hauslehrer, Schooßhündchen und Mätreſſen. Sie ſind die modernen ſalonfähigen Tagediebe, die früher bloß aus ungerathenen Söhnen der reichen Geburts-Ariſtokratie recrutirt wurden. Eine hieſige Fleiſcherfrau bekam zu ihrem Geburtstage eine Equipage für 1500 Thaler, die alte für 600 Thaler war ihr nicht mehr gut genug. Sie ließ ſich von einem Stück Leinwand für 80 Thaler ein Dutzend Hemden machen und für beinahe 100 Thaler ächte Brüſſeler Spitzen drum ſetzen. Ein Klubb dieſes Gewerbsadels kommt alle Sonnabende in einer Kneipe zuſammen. Jeder bringt ſeine Dirne mit, um bei Champagner Orgien zu feiern. Die Frauen

zu Hauſe wiſſen's zum Theil und lächeln in ihrer Vornehmheit dazu, denn ſie wiſſen ja, daß man auf den Höhen der Civiliſation ſich einerſeits Mätreſſen, auf der andern „Hausfreunde“ halten muß. Im dritten Bande der „Berliner Skizzen“ von A. Fränkel iſt das Treiben dieſer Ariſtokraten der Induſtrie eindringlich geſchildert. Die darin erzählte Geſchichte, wie ein Vater ſeine eigene Tochter zur Mätreſſe kaufen will, iſt wirklich vorgefallen. Die giftigſte, beizendſte, blutigſte Anſchauung von dem Umfange und der Tiefe der ſocialen Höllenmächte der Zerſtörung giebt eine Frau, L. Mühlbach: „ein Roman in Berlin“, worin beſonders die Todſünden des Mucker- und Frömmlerthums und der Geiſtlichkeit überhaupt mit der Dach-, Schädel- und Herzaufdeckungs-Virtuoſität eines diable boiteux gelichtet und gerichtet werden. —

Das mächtige Mißtrauen gegen den Geiſt hat dem geiſtlichen und kirchlichen Elemente allerdings viel äußerliche Geltung und Haltung zu erkünſteln geſucht, aber die veralteten kirchlichen Formen und die hierarchiſchen Beſtrebungen der *Geiſtlichen*, die durch Stolgebühren in den profanſten, bedrückendſten Verhältniſſen zu ihren Laien ſtehen, die durch äußerliche Mittel zur Heuchelei gewordene Orthodoxie und die dadurch gebundenen, mit den leerſten, heuchleriſchſten Phraſen geſpickten Predigten u. ſ. w., haben den ganzen Stand der Geiſtlichen in der jetzigen Form und Faſſung eben ſo ohnmächtig, als fraglich gemacht. Der kirchliche Sinn iſt deßhalb eine Chimäre, und die ſogenannten Gebildeten wiſſen eben ſo wenig, als Falſtaff, wie das Innere einer Kirche ausſieht mag. Religion braucht der Menſch ebenſo nothwendig, als der Fiſch Waſſer; aber in dem todten Meere der officiellen Kirchlichkeit kann gerade der wirklich Religiöſe kein Lebenselement finden. So gehen wohl die Meiſten *aus Religion nicht* in die Kirche; vielleicht hat der Indifferentismus noch mehr Anhänger; und von den Kirchlichen ſollen drei Viertheil Heuchler ſeyn, die theils um irdiſchen Vortheils willen, theils im gottesläſterlichen Wahne, dem lieben Gott ein V für ein U vorzumachen, in die Kirchen gehen. Und da ich das wirkliche Leben ſchildere, muß ich auch noch der Wahrheit gemäß hinzufügen, daß unzählig viel junge und alte Damen und Herren in Liebes- und — *Diebes*angelegenheiten Kirchen zum geheimen Schauplatz ihrer Wirkſamkeit machen. —

Den ſittlich und materiell zerſtörenden Mächten gegenüber, die ich angedeutet, giebt es nur noch *Proletarier und Verbrecher*. Die

Auflöſung der früheren Stände und Klaſſen iſt ſo weit vorgerückt, daß es nur noch Reiche und Arme giebt ohne goldenen Mittelſtand. Dieſer hat ſich zerklüftet in induſtrielle Ariſtokratie, die mit Geld arbeiten laſſen, und in Proletarier, die nur durch die Allmacht des Geldes und die Nothwendigkeit zu exiſtiren, zur Arbeit gezwungen werden.

Der frühere Stand der goldenen Mittelklaſſe, der Bürger und Gewerbtreibenden, den man vergebens durch neue Innungs- und freiwillige Zunft-Inſtructionen wieder zu leimen und zu kitten verſuchte, wird zwar noch von 720 zum Bürgerrecht verpflichteten Gewerbsklaſſen, deren manche 2 — 5000 Meiſter und Chefs zählt, maſſenhaft und über die Maßen vertreten, aber die Klaſſen bröckeln immer raſcher auseinander, ein Theil in die Fabrik- und Geld-Ariſtokratie, die Meiſten unter Fabriklöhner, Maſchinenſklaven, Proletarier, Bettler und Verbrecher. Die Werkſtätten werden durch den induſtriellen Bürgerkrieg der Concurrenz immer mehr zu dem, was der Engländer ſchon unter dem Namen „etablished business“ nennt, zu großen Geldgeſchäften, denen die concurrenzbeſiegten, kleinern Geſchäfte hernach als Geſellen und Tagelöhner dienen. Wir haben hier Werkſtätten, in denen über je 1000 Menſchen für Tagelohn beſchäftigt werden. Der induſtrielle Bürgerkrieg muß überall conſequent zu Monopolen führen, denen nur Tagelöhner, Proletarier dienen. —

Aus einem halb officiellen Buche geht hervor, daß ziemlich ein ganzes Viertel der Berliner Bevölkerung aus Angſt- und Zwangsarbeitern, Proletariern und Verbrechern beſtehe. Sie bilden eine ſo reichhaltige moderne Geſellſchafts-Gattung, daß man ſie in unzählige Klaſſen theilen kann. Proletarier iſt mancher gefeierte Schriftſteller, manche Sängerin, die ſich jeden Opern-Abend mit Hunderten von Thalern bezahlen läßt und von den reichſten Banquiers und den höchſten Staats-Männern eingeladen und mit Blumen beregnet wird; Proletarier mancher europaberühmte Gelehrte, mancher mächtige Beamter, der auf disciplinariſchem d. h. willkürlich bureaukratiſchem Wege jederzeit abgeſetzt werden kann. Gelehrte und Adelige aus berühmten Geſchlechtern ſind hier ſchon unter dem ſchmutzigſten Auswurfe des Pöbels im Arbeitshauſe gefunden worden und dort elendiglich langſam umgekommen. O hier ſchlag' ich an Pforten, hinter denen unglaubliches, unſägliches Elend, dem Lichte des Tages unzugänglich, verſchloſſen gehalten wird! — Proletarier ſind Leute, die ihres Lebens, ihrer Lebensmittel nicht ſicher ſind, die ohne eigenes Vermögen,

ohne Bürgschaft für Arbeit und Lohn, lediglich von dem Ertrage ihrer unsichern Arbeit aus der Hand in den Mund leben müssen. Ihre Arbeit ist deßhalb Angstarbeit, weil sie dieselbe jeden Augenblick verlieren können, Zwangsarbeit, weil die verschlossenen, ausgebeuteten, durch volkswirthschaftswidrige Maßregeln ausgetrockneten Arbeitsquellen den Menschen zwingen, auch die widrigste und kaum vor Hunger schützende Arbeit als ein Glück zu lieben und festzuhalten. Die Menge dieser Proletarier ist in Berlin unzählbar, denn sie verzweigen sich aus den niedrigsten Schichten des Volks bis in die höchsten. Wir nennen nur die ausgeprägtesten Klassen derselben: die Fabrikarbeiter männlichen und weiblichen Geschlechts, wozu auch die Gesellen vieler Handwerke gehören, da diese mehr und mehr fabrikmäßig betrieben werden. Es laufen stets Tausende derselben brod- und arbeitslos aus und ein. Das Glück der Arbeit bringt mancher Klasse blos 2 — 5 Sgr. Lohn täglich, der jeden Morgen aufgesagt werden kann. — Ferner die Tagelöhner, zu welchen man die verschiedenen Klassen von Dienstboten mit rechnen muß, die Diebe und Verbrecher von Profession und endlich die Werkzeuge der Prostitution. Letztere sind die täglich sich aus andern Klassen furchtbar vermehrenden eigentlichen Gegenfüßler der sogenannten ordentlichen Gesellschaft, die innern Feinde, die stets den wüthendsten, raffinirtesten Krieg gegen Ordnung, Sitte, Recht, Gesetz, Eigenthum und Leben ihrer Staats- und Stadtgenossen führen. Es sollen stets etwa 15,000 Verbrecher von Profession in Berlin leben, d. h. bestrafte Verbrecher, die immer wieder gefangen und bestraft, immer wieder frei gelassen und immer als vollkommenere Verbrecher in das für sie abgeschlossene Leben gestoßen werden. — Ein ehemaliger Berliner Criminal-Commissarius hat ein scheußliches Buch über den sittlichen Zustand von Berlin geschrieben, worin aber folgende Resultate als aktenmäßig richtige eine Vorstellung geben mögen. Die Verbrechen gegen das Eigenthum haben sich in den letzten 20 Jahren um mehr als 200 Procent vermehrt; im Jahre 1816 war jede 88ste, 1843 erst jede 110te Person verheirathet, so daß sich seit 30 Jahren die Ehen um das Doppelte vermindert haben mögen. Die Zahl der professionsmäßig sich prostituirenden Frauenzimmer ist auf 15,000 — gestiegen. Es ist in neuesten Zeiten bis zum Ekel umständlich und wiederholt über die Berliner Prostitution geschrieben worden. Man hat die unglücklichen Geschöpfe förmlich classificirt, Biographien von den berühmtesten derselben

gegeben und so recht con amore die tiefste und größte Wunde unserer Gesellschaft aufgedeckt und anatomisch, pathologisch und therapeutisch, (sogar hellenistisch, wie Stieber) untersucht und behandelt. Auch gegen die furcht- und fruchtbar durch die Armendirection und das unfreie Leben und Arbeiten zunehmende Armuth und Verarmung, die eigentliche Giftquelle der Verbrechen, hat man unendlich viel gequacksalbert, versucht und geschrieben, aber nie was Rechts und Durchgreifendes gethan. Man will die Unglücklichen und das Unglück besonders durch Almosen, Strafe und vorzüglich mit gewaltsamer Frömmelei curiren, und nichts befördert diese Uebel mehr, als gerade diese Mittel des Unsinns und der Heuchelei. Der gesellschaftliche Krankheitszustand scheint den höchsten Grad erreicht zu haben; vielleicht ist denn auch die Zeit nicht mehr fern, wo man nach der gewonnenen Einsicht ehrlich und energisch handeln wird, daß nur gesunde Volkswirthschaft, Freiheit des Arbeitens, Genießens, Handels und Handelns, Denkens, Glaubens und Schreibens, wirkliche, verbürgte Anerkennung der Menschenwürde und der Menschenrechte — die angedeuteten Uebel zu heilen vermag.

Auch die Gelehrten, Künstler, Litteraten, Dichter und dergleichen Gelichter gehören zu den Proletariern, wenn sie nicht zugleich Geheime Räthe oder Buchhändler sind, oder eine reiche Frau oder den Legitimismus zum Protector haben. Vor Jahr und Tag hieß es, alle „mißliebigen" Schriftsteller sollten ausgewiesen werden. Diese verbreitete Furcht bewies, wie unsicher diese Art Leute in der Gesellschaft stehen. Es wurden auch nicht wenige ausgewiesen, eben so wie Jyßtein und Hecker, und die Möglichkeit desselben Schicksals oder gar langer Einsperrung bleibt für Alle, die sich unter einer strengen Censur zu frei ausdrücken. — Professoren, Helden der Wissenschaft, Geistliche können auf disciplinarischem Wege abgesetzt und Landes verwiesen werden. Es ist auch geschehen. Was sind sie also Besseres, als Proletarier im Mittelpunkte der Intelligenz? Die Vernunft- und Freisinnigkeit in Wort und Werk, in Meisel und Pinsel, in Wissen und Forschen ist das verachtete, gehänselte, zum Hunger verdammte Aschenbrödel der guten Gesellschaft in Berlin. Es giebt hier nur Eine Art und Farbe von Salons, die der Geld- und Geburts- und Beamten-Aristokratie, keine liberalen und legitimen u. s. w. wie in Paris. Der Liberalismus und Radicalismus wie berühmte Künstler und Künstlerinnen werden allerdings hier und da mit eingeladen von

kühnen Paniniers, aber nur, damit sie für die Tasse Thee Kunststücke machen und die Herrschaften amüsiren. Wirklich salonfähig werden Menschen dieser Art nur, wenn sie Talent und Genie dem Legitimismus verkauft haben. Die meisten unserer großen Maler haben das gethan, Schriftsteller weniger, die ihr gedrücktes Leben und Streben beim Conditor, in Klikken und Kneipen gesellig machen. Berlin hat eine Armee von Schriftstellern, aber dermalen keinen von weltgeschichtlicher Bedeutung, es müßte denn noch kommen. Sie schreiben seit Jahren mehr, als Deutschland lesen will, und können jede Stunde einen ganzen Meßkatalog füllen, aber der schnöde Buchhändler nimmt nichts, und was er verlegen würde, passirt nicht die Censur. Die Reaction gegen die geistige Production hat das Litteratenthum ohnmächtig, blasirt und atomistisch gemacht, und französische Romane und Dramen beherrschen die schöngeistige Litteratur. Die meisten Schriftsteller Berlins finden ihr Brod als Correspondenten für auswärtige Zeitungen, von denen sich dann die Vossische und Spenersche in Berlin nähren. Die Tagespresse ist unter bisherigen Verhältnissen wohl nirgends kläglicher, als in Berlin, im Vergleich zu der ungeheuern Fülle und Menge hier concentrirter productiver Intelligenzen. Die Legionen von Schriftstellern, schönen, wissenschaftlichen und publicistischen Geistern fabriciren als Söldner für Zeitungseigenthümer, die in ihrer durchgängigen Gesinnungslosigkeit und Feigheit kein höheres Interesse kennen, als das ihres Insertionsgebührenkastens; sie fabriciren oder darben in aufgezwungenem Müssiggange, da sie nirgends recht zur Druck-Praxis gelangen können. Starke, entschiedene Geister kann die Tagespresse und der Buchhändler nicht brauchen, und so macht sich die feile Mittelmäßigkeit am Breitesten. Die Existenz- und Wohnungsunsicherheit der Litteraten, die drückend engen Grenzen, in welche ihre Productionskraft gezwängt ist, die Herrschaft des Geldes, unter der die meisten Buchhändler und Zeitungseigenthümer arbeiten, die schmachvolle Abhängigkeit der deutschen schönen Litteratur von der französischen, der demoralisirte und drästbetistirte deutsche Geist, der deutsche Bücher verächtlich bei Seite wirft und vornehm nach englischen und französischen greift, der gebildete Deutsche, der zehnmal eher Hunderte für eine gesellschaftliche Abfütterung oder eine Mätresse vergeudet, ehe er einen Thaler für ein deutsches Buch ausgiebt — diese und ähnliche Verhältnisse drücken und demoralisiren die deutsche Litteratur und ihre Priester auf das Schmachvollste. Dazu kommt in

Berlin noch der nüchterne, scharfe, kritische und geldgeknechtete Geist der Bewohner in der poesieleersten Gegend, wo das frische Grün des Lebens immer bestaubt und im industriellen Bürgerkriege der Concurrenz niedergetreten wird. Die Berliner können die freie Schönheit der Poesie und des Lebens weder gestalten noch genießen, nur kritisiren. Hegel lebt hier noch in unzähligen Jüngern, und sein systematischer, alle Erscheinungen und Mächte der Natur und des Lebens sich denkend unterwerfender Geist bildet ein wesentliches Element aller höheren Cultur in Berlin und strömt von hier aus, um die Zukunft zu beherrschen. — Berlin ist übervoll von solchen gebarnischten Intelligenzen in Wissenschaft, Kunst und Litteratur und harret der Zeit, diesen Reichthum geltend zu machen. Berlin hat für die meisten Phasen des Geistes, des Wissens und Könnens mehr Candidaten, als das ganze übrige Deutschland zusammengenommen. Hier fehlt der Raum, diese Behauptung einer ächt Berlinischen Arroganz zu beweisen. Vielleicht liest man darüber humoristische Specificirungen in meinen illustrirten Heften der „Physiologie Berlins".

Daß unter den angedeuteten Verhältnissen

das gesellige Leben Berlins

kein erquickliches seyn kann, wird man nicht erst lange nachzuweisen brauchen. Die höheren Gesellschaftsformen sind nüchtern, glänzend, heuchlerisch, fein und farblos, wie überall. Die fashionabelste Form ist die der Soireen, Privatbälle und officiellen Abfütterungen. Man schickt den Lakai mit superfeinen Karten umher, nachdem man 8 — 14 Tage lang die Wohnung von Grund aus gescheuert, geklopft, decorirt, tapezirt und durchblaut und Fleischer, Bäcker, Conditoren, Köche, Näherinnen und sonstige Ouvriers maltraitirt haben wird. Die Geschichte kostet 2 — 3 — 400 Thaler, und käme jetzt der ärmste Bettler dazwischen, keine Macht der Erde könnte der setzengebenden Familie einen Groschen abpressen. Man giebt sich dem Gretbi und Pletbi solcher Gesellschaften Preis, weil man ein Haus machen muß, um eine Tochter an den Mann zu bringen, um sich für andere Abfütterungen zu revanziren und mächtige Feinde durch süße Worte und Waaren unschädlich zu machen. In solchen Gesellschaften küssen und händeschütteln sich Leute, die sich gegenseitig mit ungeheurer Gründlichkeit hassen und verachten. Diese luxuriöse Lust und Last der Geselligkeit geht tief in die Bourgeoisie herab. Man schickt lieber Schnei-

der- und Schusterrechnungen zehnmal zurück, ehe man auf solche Feten verzichtet. Der Bürgerstand hat hier dem Glanze des Hofes und dem Luxus der Bureaukratie gegenüber, nie zu einer soliden Standesehre, nie zu einer würdevollen Selbstständigkeit kommen können. Statt auf seine Bürgerlichkeit stolz zu seyn (was freilich nie möglich war, da der Berliner Bürger schon vor Jahrhunderten das selfgovernement in seinen Angelegenheiten verlor und die Städteordnung bis jetzt nicht im Stande war, den Bürger aus seinem Verfall zu erheben), fühlt sich der Berliner Bürger sehr geschmeichelt, wenn man ihn mit einem Baron und seine Frau mit einer Geheimräthin verwechselt. Nur in den Bürgern und Proletariern niedrigerern Ranges bemerkt man zunehmendes Selbstgefühl und Stolz auf Arbeit. — Arme, solide Familien von beschränkten Einkünften leben hier Jahre lang ohne Umgang und Geselligkeit im bescheidenen, glücklichen Kreise der Ihren. Sie gehen wohl einmal vor's Thor und machen eine Landpartie, aber dann sind sie für ein Jahr befriedigt. Man glaubt nicht, welche Resignation und Eingezogenheit, welche Poesie der Armuth und des Familienlebens sich hier in die obersten Etagen oder Hofwohnungen vor dem Berliner Leben mitten in Berlin abzuschließen weiß. Die meisten, wohlhabenden, ordentlichen Leute, die daheime nur arbeiten und kein Haus machen, lassen sich's etwas kosten, in eins der vielen Concerte zu gehen, die täglich hier gegeben werden im Sommer vor den Thoren in Gärten, im Winter in großen Treibhaussalons. Da sitzt die Familie 6 — 10 Personen stark bei einer Portion Kaffee einen langen, halben Nachmittag mitten im Tabaksqualme neben unzähligen andern Familien. Und zwischen jedem Tische liegen die dicksten Schlagbäume socialer Pruderie. Nur die Prostitutionsdirnen und fashionablen Tagediebe, welche wesentliche Bestandtheile jedes öffentlichen Concerts und Vergnügens bilden, bewegen sich etwas freier und trinken, angestaunt von tausend soliden Augen, wohl gar Champagner. In unsern Zeitungen sind alle Tage mehrere Dutzend „öffentliche Vergnügungen" angekündigt unter den abenteuerlichsten Titeln, die allen Jahrhunderten und Nationen abgeborgt werden: Antigone, russische Rutschberge, Corso, Regatta, Polka, Wiener Prater, Musard, italienische und chinesische Nächte u. s. w., um dahinter die innerlichste, eigenste Genußunfähigkeit und Impotenz gleißnerisch zu verbergen. — Das niedrige Kneipenleben bei Bier und Branntwein in Kellern, und die Marionettentheater, wo man Prügel kriegt, wenn

man einen ganzen Rock anhat, entfalten die meiſte Volkspoeſie. Nur in dieſen Höhlen der Gemeinheit lernt man den ächten Berliner und ſeinen Charakter kennen, denn hier laſſen ſich uncivilisirte Charaktere friſch und frei geben. In Berlin giebt's auch ungeheuer viel „öffentliche Bälle", deren weibliches Perſonal aber ausſchließlich aus liederlichen Dirnen beſteht, ſo ſchön und keuſch auch manche ausſehen. Warum männliche Individuen hingehen, mag ſich der Leſer ſelbſt ſagen. Hier haben hohe Herren ihre Agenten, welche immer wieder anderes Fleiſch liefern müſſen. — Ordentliche Mädchen gehen nur auf Privat- und die beſten wohl auf gar keine Bälle, ſondern vernähen, verſtricken, verflicken, verwaſchen, verkochen und verweinen ihr Leben, ungeliebt und ungeſehen. Viele hatten eine erſte Liebe, aber kein Geld, und da konnte nichts daraus werden. So blühen ſie ab, wenn ein reicher Entdecker ihrer Reize nicht ſo glücklich war, ſie auf ein Paar Wochen ewig zu lieben und ſie hernach mit ihrem Kinde auszulachen und zu verlaſſen, ſo daß ſie, wenn nicht in's Grab des Kirchhofes, ſo doch oft ihrer Ehre verſinken. In Berlin ſpielen ſich ſtets unzählige ſolche Familientragödien ab.

Die ächten Berlinerinnen ſind der Mehrzahl nach eigenthümlich ſchön, von feinem Knochenbau, ſchlanken Wuchſes, leichten Schrittes, auch in der Armuth geſchmackvoll gekleidet, feinen Geſichtes, lebhafter dunklen Augen, mit ſchönen, dunkeln Haaren und klaren, feinen Profilen und Geſichtszügen, ſo daß ſie an die ſchönen Griechinnen und Jüdinnen erinnern würden, wenn ſie nicht oft gar zu welk ausſähen. Man findet nirgends in Deutſchland wieder derartige Schönheiten ſo häufig und ausgeprägt, denn dieſe Geſtalten und Geſichter haben nichts Deutſches, welches immer etwas plump und ſchwammig ausfällt, ſie ſind ächt wendiſcher Abkunft. Man ſieht das wendiſche Element eben ſo häufig und entſchieden in dem männlichen Stamme der Berliner Bevölkerung ausgeprägt. Der Typus dieſer Geſtaltung iſt eine Mittelſtufe zwiſchen der jüdiſchen und altgriechiſchen Phyſiognomie, dunkeläugig, ſchwarzhaarig, gradnaſig, großmäulig, kleingeſtaltig, elaſtiſch in Habitus, Verſtand und Unternehmungsgeiſt. Denſelben Menſchenſchlag findet man noch ziemlich vorherrſchend in den alten, benachbarten brandenburgiſchen Städten und Dörfern, in der Alt-, Mittel- und Neumark. Man fahre nach Magdeburg, wo das ſächſiſch-deutſche Element ſich ſchon entſchieden vorfindet, man glaubt in den Paar Stunden viele hundert Meilen weit gefahren zu ſeyn, ſo

ganz anders sprechen und haben sich diese Leute. Es sind gute Deutsche. Hat das wendische Element, das sich in Berlin so hartnäckig erhalten und fortgepflanzt hat, wie das sich hier am Reichlichsten vertretene, befreundete jüdische, hat es noch eine historische Aufgabe? Jedenfalls. Der weiche, plumpe, schwammige, phlegmatische Deutsche muß noch mit dieser wendisch-brandenburgischen feurigen, elastischen, orientalischen Speculations- und griechischen schönen Thatkraft chemisch versetzt und so für seine tiefgemüthliche Schlafmützennatur mit einem neuen Factor seiner Entwickelung in Fleisch und Blut bewaffnet werden. Warum war Berlin immer so gehässig in den Augen Deutschlands? Warum verhielt es sich bis jetzt immer so negativ, „exclusiv", spöttisch und mephistophelisch gegen deutsches Leben und Streben? Es fehlt noch die Vermittelung, aber das Interesse Deutschlands für Berlin und Berlins für Deutschland wird mit jedem Tage spannender, mächtiger, lebendiger, und so ist die Nothwendigkeit einer chemischen Vermittelung bereits gegeben und in bester Arbeit, sich zu verwirklichen. —

Die Umgebungen Berlins.

Berlin liegt, wie gesagt, eigentlich in gar keiner Gegend. Eine Gegend muß doch eine bestimmte, natürliche Physiognomie haben, aber das Stück Erdkruste unter 55° 31′ 13″ der Breite und 31° 3′ 22″ der Länge, worauf Berlin und seine Umgebung liegt, ist glaubwürdiger Sage nach das Stück Chaos oder, um mit Schelling zu reden, „Urbrei", welches der liebe Gott von Erschaffung der Erde übrig behielt, da er selber nichts daraus zu machen wußte. Und auf diesen Abfall von der Schöpfung haben sie Berlin hingebaut und alles Mögliche gethan, um diesem gehaltlosen Brei von Sand, Sumpf, Moor und Wasser Gehalt und Form zu geben. Es staubt und stinkt zwar an heißen Sommertagen oft so fürchterlich in und meilenweit um Berlin, daß man meinen sollte, Alles löse sich in Dunst- und Sandwolken auf, aber das ist den Berlinern eben recht, da gedeihen sie am Besten und überschwemmen wie Heuschrecken die ganze Umgegend aus mehr denn 300 Straßen zu allen 20 Thoren heraus. Und wahrlich, man findet auf dem öden Sande vor den Thoren, auf Wegen und in Dörfern so üppige Blumen und so schöne, grüne Bäume und Rasenflächen, daß man, ohne die berühmten Kunstgärten, worin alle Blumen und Früchte aller Zonen zu jeder Jahreszeit blühen und Früchte tragen (mitten im strengsten Januar blühen in unzähligen Blumenkellern alle Blumen des Lenzes), daß man, ohne diese Gärten zu besuchen, die Kunst und Intelligenz bewundern muß, welche auf dieser Erde solche Vegetation zu schaffen verstand. Nach Charlottenburg,

½ Meilen von Berlin ein durchgrüntes Städtchen, fährt man für 2 Groschen durch lauter Baum-, Garten- und Wiesengrün, und Abends ist gar die ganze Chaussee erleuchtet. Die Leute gehen da fleißig in den prächtigen Park des Schloßgartens, der mit Pavillons, Wasserparticen und einem großen Karpfenteiche, schattigen Gängen und dem Mausoleum gar herrlich erquickt. Das hinter dunkele Tannen versteckte Mausoleum enthält die geistvollste, seelenhafteste Marmorschöpfung Rauchs, die in Marmor weich und warm schlummernde Königin Luise, daneben den in Marmor verewigten Gemahl. Wenn die Berliner aus dem Schloßgarten kommen, trinken sie in einem Garten Kaffee und Weißbier und fahren wieder nach Hause. An schönen Sommersonntagen machen sich Tausende dieses Vergnügen. Nächstdem fahren wohl ebenfalls für 2 Groschen von der entgegengesetzten Seite aus die Meisten über eine heitere, lustige Chaussee vor langen Reihen von Villen und Kaffeegärten vorbei in das villen-, kaffeegarten- und baumreiche Pankow und das dicht dahinter sich in alle Bäume versteckende Schönhausen mit dem großartigen Parke, in dessen Schlosse der König von Hannover wohnte, ehe er sein merkwürdiges Amt antrat. Die bürgerlichen und plebejen Klassen gehen mit ihren „Gegenständen" am liebsten in die Hasenheide, einen hügeligen Fichtenwald mit Kaffeegärten und Sommerwohnungen, wo viele Schieß- und Turnübungen und Hänge-Selbstmorde vorgenommen werden; oder nach Moabit, ursprünglich französische Kolonie, jetzt das eigentliche Köchinnen- und Kasserolburschen-Vergnügen. Auch der Gesundbrunnen, Tempelhof, Schöneberg u. s. w. werden vorzugsweise von den niedern Volksklassen benützt, um den Sonntag im Freien zuzubringen. Nach Treptow und Stralau locken im Sommer prächtige Wasserfeuerwerke und am 24. August jedes Jahres der Stralauer Fischzug, den die Leute das Berliner Volksfest nennen. Von dem Dache des Wirths zu Treptow hat man eine überraschend prächtige Aussicht. Die Spree schwimmt hier breit und rein wie ein Schwan gen Berlin, um am Unterbaum wieder wie ein Schwein herauszukommen. Friedrichsfelde, eine Meile vor dem Frankfurter Thore, lockt als schönes Dorf mit einem schönen Parke, das freundliche Jagdschloß Grunewald durch die reizend im See sich bespiegelnde Gegend, besonders die Pichelsberge voll einsamer Waldung, am reizenden Einflusse der Spree in die Havel. Das Ueberraschendste von Naturschönheit und Aussicht aus erquickender Waldung erwartet uns beim Schlosse Tegel, wo der Minister von Humboldt wohnte, und dessen Bruder seinen übereuropäischen Ruhm am Berliner Hofe überleben muß. — Tivoli mit einer Rutschbahn liegt auf dem großen Sandhaufen, den die Berliner Kreuzberg nennen, neben dem gußeisernen, gothischen Thurme, in welchem die Hoffnungen und Verheißungen der Freiheitskriege schlafen, wie der Rothbart im Kyffhäuser. — Links betrinkt man sich während des Mais in Bockbier, das die Berliner einmal nicht so gut vertragen können, wie der biderbe, derbenblütdige Münchener. — Auf den fünf Eisenbahnen erreicht man viele weitere, überaus schöne Gegenden viel leichter, als viele der genannten in naher Umgebung. So fährt man per Eisenbahn fleißig

nach Köpnick, in dessen Nähe der Müggelssee mit den Müggelsbergen schöne Naturgenüsse bieten, nach Neustadt-Eberswalde, wo schon die „märkische Schweiz" anfängt; man fährt zum Vergnügen schon mit Dampf bis in die Sächsische Anhaltische Schweiz bei Wörlitz (aber ohne Berge), sogar bis Rügen, Kopenhagen und wer weiß sonst wohin, am Fleißigsten aber nach .

Potsdam.

Man nennt Potsdam die zweite Residenz, Preußens Versailles und lobt es damit, aber Jeder hat dabei einen Nachsatz. Die Gegend, die Schlösser, die Spuren von dem Walten des großen Friedrich sind prächtig, großartig, herzerhebend, sagt man, aber, aber — Potsdam selbst ist das langweiligste, ödeste, widerlichste Ding von Stadt, wo es nur Langeweile und noch mehr Soldaten gebe. Freilich das ist wahr, und ich habe nie begreifen können, wie eine so unerträgliche Stadt in dieser himmlischen Havelgegend liegen kann, wie die Menschen in dieser reizenden Natur, in diesen Schöpfungen des großen Friedrich so ungeheuer spießbürgerlich, prude, fade und nüchtern werden und bleiben konnten. Und die Eisenbahn, durch welche die Stadt seit 8 Jahren täglich mit Berlin verkehrt, hat darin gar nichts geändert. So lang' ich denken kann, hatte Potsdam, wie heute, 40,000 Einwohner. Am Ende ist dort Niemand von Namen jemals geboren worden außer Theodor Mundt. Potsdam hat auch gar keine Geschichte. Man weiß zwar, daß schon 990 Potsdam (wendisch: „potś da pumi", was, glaub' ich, „unter den Eichen" heißt) als sumpfiges, wendisches Fischerdorf dagewesen, aber von da an kömmt es nie respectabel in der Geschichte vor, bis es endlich nach sieben Jahrhunderten von Friedrich Wilhelm I. und besonders durch den alten Fritz plötzlich zu einer glänzenden Kasernen- und Beamtenstadt erhoben wird, zu dem preußischen Versailles.

Friedrich Wilhelm I. machte Potsdam zu seiner Residenz. Er ließ Häuser und Straßen dutzendweise bauen in militärischen Linien und verschenkte sie, wenn Menschen dazu zu finden waren. Das holländische Viertel besteht noch aus lauter ganz gleichförmigen rothen Häusern mit nach vorn gekehrten Giebeln. Weil's so schnell ging, erfand man die Sage, manche Straße Potsdams bestehe bloß aus Façaden ohne Häuser und Bewohner dahinter. In Wirklichkeit ist nun freilich nirgends viel dahinter, aber doch wenigstens Häuser und auch einige Bewohner. Exclusive der Soldaten und Beamten ist in Potsdam noch immer nichts theurer und seltener als der Mensch, und der einzige, einigermaßen erträgliche Gasthof heißt auch bezeichnend „der Einsiedler". Ich habe einmal Abends 10½ Uhr nirgends in einem Gasthause mehr Aufnahme gefunden. Alles schlief schon und die mühsam geweckten Gasthofspersonen wiesen mich als muthwilligen Ruhestörer ab, denn das komme hier nie vor, daß ein Mensch, der nicht Fuhrmann sey, in einem Gasthofe übernachte.

— Was dieſes Potsdam nur eigentlich will und ſoll! Die Soldaten könnten auch an jedem andern Orte kaſerniren, und die Regierung auch in jeder andern Stadt des Bezirks reſidiren. Das Volk, die eigentlichen Bürger und Einwohner, zeichnen ſich weder durch großartige Induſtrie (wenn man Miebe's Tamyſchokoladenfabrik, wo mit 12 Pferdekraft täglich bis 2000 Pfund Chokolade gemacht werden, die ungeheuere Seehandlungs-Tamyſmahlanſtalt und etwa die Gewehr-Fabrik ausnimmt), noch durch großartigen Handel, noch durch ſonſt irgend Etwas aus. Jetzt iſt es nun vollends gar bloß Stationsort der Berlin-Magdeburger Eiſenbahn und wird nun das Bischen Havel-Handel an Magdeburg und das Bischen Induſtrie an Berlin verlieren, und es bleibt nichts übrig, als der Parade- und Caſino-Offizier und das Heer der Hetären, item der Reſſourçen-Philiſter.

Was wäre die Gegend himmliſch, wenn Potsdam nicht dazwiſchen läge, ſondern — doch nein, die ganze Langweiligkeit und Troſtloſigkeit der Stadt verſchwindet gegen die Schöpfungen Friedrichs des Großen. Reſpect vor Potsdam, denn dort in der Garniſonskirche mit dem Glockenſpiele liegt der alte Fritz begraben, und dort in und um Sansſouci leibt und lebt er noch in verklärter Individualität und Perſönlichkeit. Man kann den alten Fritzen dort noch im Hauerock, am Arbeitstiſch belauſchen, und mit erhobenem Grauſen umwebt uns das noch heute unbegreifliche Schaffen und Zaubern dieſer europäiſchen Größe des vorigen Jahrhunderts. Und um dieſes Einzigen willen muß man Potsdam loben und lieben, und um dieſes Einzigen willen iſt Potsdam ſo weltberühmt. Was wäre auch die reizende, üppige Gegend ohne Potsdam mit ſeinen Schlöſſern, Seen, prächtigen Brücken, waldigen Bergesbängen, Paläſten, Thürmen und lieblich aus ſaftig grünen Wieſen und Waldungen hervorglänzenden Prinzen-Villen? Die Erhabenheiten und Schönheiten der Natur ſind hier gleichſam lieblich geordnet und verdichtet in ein großes, ſpiegelreiches Prachtzimmer voller Rococo-Nippſachen, Silberſchmucke, Divans, Blumenterraſſen, Landſchafts-Tapeten und Hohenzollern-Portraits. Alles reflectirt ſich freundlich in den großen Spiegeln, denn die Havel mit ihren Seen iſt für die ganze Landſchaft daſſelbe, was ſchöne große Trümeaux in Geſellſchafts-Salons.

Potsdam iſt die heilige Stadt für Preußen, wie Mekka für die Türken. Potsdam iſt die Welt Friedrichs des Großen. Friedrich Wilhelm I. iſt zwar ihr ſoldatiſcher Schöpfer, aber was er gethan, iſt nicht ihre Größe, ihre Heiligkeit. Friedrich Wilhelm I. baute das königliche Reſidenz-Schloß am alten Markte, das uns gleich vom Eiſenbahnhofe her über die lange Teltower Havelbrücke ganz merkwürdig entgegenlacht. Man kann es gar nicht beſchreiben, ſo reich iſt es an Inhalt und Pracht. Es hat erſtens weite, reiche Gemächer für König und Königin, ſämmtliche Prinzen und Prinzeſſinnen und alle Mitglieder des königlichen Hauſes, ſodann ein beſonderes Theater, einen coloſſalen Salon, ein prächtiges Oranjeriehaus, viele ſchattige Gänge, Statuen, Luſtpartieen, einen Luſtgarten mit terraſſirtem Baſſin, den großen Reitſtall, durchbrochene

Säulengänge mit überraschenden Durchsichten und tausenderlei französisch-architektonische Rococo-Gefälligkeiten. Es ist im ächten Prachtstyl des vierzehnten Ludwig gehalten, des Ludwig, der das Wort des Absolutismus so kurz und klar aussprach: „l'état c'est moi!" „Der Anfang des modernen Lebens unter Ludwig XIV., wo sich die Geschichte aus der überlebten Allgemeinheit in tausend neue Besonderheiten rettete, ist darin ausgeprägt", sagt Laube. „Das spielende Gesellleben, was doch Millionen kostete, das Kokettiren mit Gelehrsamkeit, was doch geistreich war, die moderne Bequemlichkeit, die doch auch glänzen wollte, es ist Alles ausgedrückt in diesen niedrigen aber steinernen Häusern, die halb Fenster, halb Durchsicht sind, in diesen Zimmern, welche mit hundert kleinen Goldleisten und Schnörkeln die Summen verbergen, welche darauf verwendet wurden." — Bei sonstigem, was Friedrich Wilhelm I. baute, wollen wir uns nicht aufhalten, sondern gleich in die eigentliche Schöpfung des großen Friedrich gehen, nach

Sanssouci

mit der unaussprechlich schönen Umgebung, die in allen Theilen auch Friedrichs Geist trägt und athmet. Er fing bald nach seinem Regierungsantritt daran zu bauen an und das Schloß, oder vielmehr nur die eigentliche Wohnung für seine Philosophie und seine Großthaten, bekam er schon 1745 fertig. Sanssouci liegt versteckt, bescheiden, unscheinbar, bürgerlich und romantisch, den größten Reichthum bergend, nur ein Geschoß hoch, 292 Fuß lang und 50 breit, auf einem 60 Fuß hohen, 110 Fuß langen Parkhügel, der nach Süden herunter sich in sechs je 10 Fuß hohen Terrassen und breiten Steintreppen in den statuen- und fontainenreichen Park abdacht. Neben den Terrassen-Treppen dehnen sich zu beiden Seiten Tausende von Glasfenstern, unter welchen Blumen und Früchte aller Zonen und Nationen für die königliche Tafel reifen. Der Park oder Lustgarten verbirgt die überraschendsten Merkwürdigkeiten, die man erst aufsuchen muß in dem 3000 Schritt langen und eben so breiten Inselraume: die verschiedenen Baum- und Blumenanlagen, Grotten, Blumenberge, Bassins der großartigen, von Friedrich dem Großen vergebens versuchten, erst vor einigen Jahren gelungenen Wasserkünste, deren bezauberndes Spiel im Sonnenstrahl über und unter dem reichen Grün zu den imposantesten Naturkunstschauspielen gehören mag, — das Japanische Haus (Affensaal), der Antikentempel (mit einem beseligenden Marmorbilde der Königin Luise), ein chinesischer Thurm mit einer prächtigen Aussicht, ein Freundschaftstempel ganz von italienischem Marmor u. s. w. Das Dampfmaschinenhaus, welches das Reservoir für die Fontainen füllt, ist eine graziöse Moschee mit einem schlanken Minaret, wie sie in den blauen Himmel von Kairo hineinragen und den Fremden schwindelnd nachziehen. Eine originelle, poetische Conception voll arabisch-maurischer Phantasie, wie wir sie wohl in ganz Europa, ausgenommen in Spanien, nicht ähnlich finden. Im Rücken von Sanssouci erhebt sich der soge-

nannte Ruinenberg mit einem Schauthurme, von welchem man jetzt Potsdam im umfassendsten Reichthume als Rundgemälde genießen kann. Neben dem ungeheuern Reservoir, welches durch eine mächtige Dampfmaschine weit unten mit den Wasservorräthen gespeist wird, die in Sanssouci in allerlei Fontainenspiel hervorsprühen, erhebt sich eine künstliche antike Ruine, die Laube auch mit Geyrit erklärt: „Die französische Bildung (Friedrichs des Großen) hat immer eine alte Vetterschaft für Rom in Anspruch genommen, handelnd, im alltäglichen Sinne des Wortes prosaisch, kurz und schmal im eigentlichen Culturleibe, hat der Franzose viel Aehnlichkeit mit dem Römer: der Gedanke Roma heißt jetzt Paris, auch wenn die Legionen nur Modekupfer wären. Die Corneille, die Racine, die heroischen Vergleiche, sie hielten sich meist im alten Rom auf — so sind die römischen Mauerstücke auf einen Potsdamer Berg gekommen." — Und die bekannte

Windmühle bei Sanssouci,

die zur Volkssage gewordene, sie existirt wirklich noch und geht noch, wenn der Wind geht; auch ist sie ein monströses, größtentheils gemauertes, großes Ding, ein Denkmal plebejischen Eigensinns. — Sanssouci! Ich kann's nicht beschreiben, nicht schildern, und Laube mag's verantworten, daß ich ihn so oft citire und nichts Besseres mehr zu sagen weiß, als er: „Bescheiden ist dieses Sanssouci, aber die Bescheidenheit inmitten des größten Reichthums, der schönste Punkt von Nordostdeutschland, den ich je gesehen. Terrassen heben sich vom Parke zu einem hohen Hügel hinauf, hier ruht es lächelnd, ein großer, einstöckiger Pavillon mit Glasthüren, ein Sommerhaus, in welches die Wache hineinblicken konnte, um zuzusehen, wie man ein Reich schuf und regierte. Und doch hat Keiner aufgepaßt, es hat's dem alten Könige noch Niemand abgesehen und nachgemacht. Von diesen Fenstern, von dieser obersten Terrasse aus hinab über Wald, Wies' und Wasser bis an die im Mittag abschließenden Braubausberge das geschlossenste Bild einer vollen, dichtbesetzten Landschaft. Vorn unter den Terrassen, wo hinter dem Treibfenster die Weine Siciliens reifen, lachen die grünen Plätze und die weißen Statuen des Parkes, links im Grunde treten neugierig Thürme und Paläste Potsdams hervor; frischer Wald und dunkler Wasserspiegel locken das Auge weiter und weiter. Und wie wohnlich ist der alte Herr Fritz hier eingerichtet! Ein großes Zimmer ist das seine, die Meublirung einfach aber bequem; über dem Polstersopha hängt das einzige Bild, der lebensgroße Gustav Adolph in Rüstung und Lebensgröße. Zwischen zwei Säulen hindurch, die ein Vorhang verbindet, sieht man in einen breiten Alkoven. Dort stand sein Bett, in welchem er nur fünf Stunden ruhte, am Kamin der Lehnsessel, in welchem er krank saß, aufs Thal hinunterblickte zum letzten Male (er ließ sich auf dem Stuhle kurz vor dem Tode noch einmal heraus auf die Terrasse tragen in die Sonne, zu der er hinauf sah mit den Worten: „Bald werd' ich dir näher seyn!") und mitten in einer warmen

Sommernacht am 17. August 1786 verschied. Eine zierliche Uhr steht noch heut im Zimmer, welche bei seinem letzten Hauche stehen geblieben und seit jener Zeit nicht mehr aufgezogen ist; sie weist wie ein Todesfinger noch heute die Sterbe-Minute: fünf Minuten über ein Viertel auf Drei. Solche Anzeichen, wenn ein Cäsar stirbt, rächen sich gern an unserm nüchternen Gesetze; wir erzählen sie und leben nüchtern weiter. Früher war der Sturm, ein Rabe oder Geier oder ein Himmelszeichen sehr beliebt; in neuerer Zeit haben sich besonders die Uhren aus Genf und von Breguet in Paris mit den Geistern associirt und spotten unsrer. — Starke Menschen sterben nicht gern im Bett. Der alte Fritz verschied auch halb aufrecht, noch als zusammengeschrumpfte Leiche ein herrschend-gebieterisches Bild. Er soll seinem Kammerdiener befohlen haben, die Leiche Niemand sehen zu lassen, und nur ein einziger Mensch, dem der Kammerdiener nicht wehren durfte, habe das Leichentuch auf einen Augenblick gelüftet. — In diesen Zimmern steht noch Alles unverrückt, ganz so, wie es der Herr verlassen. Der jetzige König wohnt in der Regel in den anstoßenden Gemächern. An das Wohnzimmer des alten Königs grenzt ein kleines Bibliothekzimmer, ganz mit Cedernholz getäfelt, und enthält die französischen Bücher, von denen in allen seinen Wohnungen ein Exemplar stand. Es giebt einen ganz eigenen Eindruck, wenn man auch die alten griechischen und römischen Bücher, unsere Schulfreunde, französisch vor sich sieht: Cicero de officiis als Cicéron sur les offices und Aehnliches, als wären die antiken Herren aus Secunda und Prima in gestickte Kleider und Perücken gerathen, um nach Hofe zu fahren. — Auf dem östlichen Flügel ist des Königs Wohnung, das Eckzimmer des entgegengesetzten war Voltaires. In der Täfelung hat der König aller seiner Schalkslaune den Zügel gelassen: grüne Papageien öffnen ihre geschwätzigen Schnäbel, Eichhörnchen knubbern naschhaft umher, der magere Affe selbst, der lüsterne und bewegliche, hüpft hier und da. — Die berühmten Männer beide wohnten erstaunlich nahe in Sanssouci: dies luftige Sommerschloß (im engern Sinne) ist etwa 12 Fenster und einige Glasthüren breit. Wenn einer aus seinem Zimmer heraustrat auf die Terrasse, so sah er den Andern und ward sicherlich gesehen. Es gehörte zu solcher Existenz die ganze Bewaffnung französischer Cultur, welche das kleine Esprit-Uhrwerk den ganzen Tag über aufgezogen hält, jeden Augenblick die Tasche voll kleiner Gedankenmünze hat und die deutsche und englische, zurückgezogene, spinnende, ruhende Sinnigkeit nicht braucht (und als lächerlich nicht wollte und will). Solche Existenz gehört auch durchweg in diese à jour gefaßten Schlösser, die jedenfalls nur für große Herren taugen, die Wachen ausstellen und sich sonst vor Zudringlichkeiten schützen können." — Jetzt werden vor die Terrassen-Treppen Leinen gezogen, wenn allerhöchste Herrschaften da sind; im Uebrigen ist der zauberische Park stets zugänglich.

Zu den anderweitigen Merkwürdigkeiten Sanssouci's selbst, die es in sich heben, gehören noch der gypsmarmorne Saal mit korinthischen Säulen, der auf 26 Säulen ruhende Marmorsaal, das Audienz-

und das Concertzimmer, eine Bildergallerie und ein Cavalierhaus. Was könnte man noch Alles sagen, schreiben, schildern und phantasiren auf der weltbistorischen Terrasse vor Sanssouci, wo immer Rosen und Reseden duften und die sorgsame Pflege des Gärtners die erquickendsten Stauden und Gesträuche zieht zwischen dem ausgesuchtesten, sammetnen Rasen, auf welchem nur die unschönen chinesischen Porzellangartenstühle, Tonnen und Töpfen ähnlich, etwas störend werden! Im üppigsten, dichtesten Reichthume umgeben uns Natur, Kunst, Luxus und Geschichte. Der Herrschergenius des tüchtigsten und größten aller Könige und Menschen umschauert uns, und man wundert sich am Ende, daß er nicht heraustritt mit seinem Adlerblick und seiner Herrscherstirn, eine Prise Spaniol aus der Tasche schnupft und uns frägt, ob man auch hübsch glücklich, frei und bei Gasse sey in seinem Lande? —

Das

neue Palais,

welches Friedrich der Große gleich nach dem siebenjährigen Kriege bauen ließ, um Europa zu zeigen, daß er noch bei Gasse sey, liegt jenseits Sanssouci hinter einem weiten Parke — das brillanteste Lustschloß in Preußen und vielleicht eins der kostbarsten in Europa. Man hat's in großen, dicken Büchern beschrieben. Das Hauptgebäude ist allein etwa 700 Fuß lang und hat 322 Fenster. Drei Grazien (man hielt sie früher für Maria Thereña, Katharina und die Pompadour), welche der Welt das hintere Profil zeigen, tragen oben die Krone. Welch' prächtige Säle darin! Als Vorhallen zwei schlanke Schlösser mit kühngewundenen Steintreppen! Poetische Aussichten! In einer Ecke zu ebener Erde saß Friedrich, wie mitten im Walde und regierte, und Jeder konnte vorbeigehen und ihm zusehen. Zwei Zimmer hatte er im großen Schlosse für sich, nicht mehr; das eine mit Arbeitstisch und Sopha und bequemen Lehnstühlen, einer kleinen Bibliothek, einem von Windhunden zerwühlten Sessel und einer Büste Ciceros. Die Schatten des Gebüsches spielen gemüthlich herein, es ist gar nicht, als könnte hier der kurze, sarkastische, strenge, schörferische Junggesell, König und Philosoph gewohnt haben. Im Nebencabinete steht sein Kleiderschrank. Die Garderobe des bescheidensten Referendarius von heute hätte nicht darin Raum. Schlaf-, Wohn-, Musik- und Audienzzimmer schließen sich an, weiter oben ein Theater, wo sich der König oft in engster Umgebung was vorspielen ließ. Friedrich der Große wohnte immer zu Manoeuver-Zeit hier mit seinen Generalen. Die Franzosen haben im heiligen Respect nichts mitgenommen, als ein Stück Tintenfleck, und was Vandamme mitgenommen, mußte auf Befehl Napoleons gleich wieder zur Stelle geschafft werden. Napoleon ging allein in großer Andacht durch dieses Schloß und dachte da auch: „Wenn Du noch lebtest, wär' ich nicht hier!"

Hinter dem neuen Palais findet man die unter dem Namen

Communen

bekannten beiden Schlöſſer im franzöſiſchen Renaiſſanceſtyl. Sie hängen durch eine halbkreisrunde Colonnade zuſammen. Jedes dieſer Schlöſſer hat 3 Etagen und einen Vorſprung mit kühnen Freitreppen. Die 16 freien, gereifelten, korinthiſchen Säulen, einen mit Basreliefs geſchmückten Fronton tragend, bilden eine impoſante Colonnade. Auf der Balluſtrade ſtehen 22 Statuen. Die Colonnade der Fronte des neuen Palais gegenüber beſteht aus 96 Säulen, die oben 24 Statuen tragen und einen Obelisk obendrein. Die Armaturen, Gruppen, Statuen, Reliefs, vergoldeten Kuppeln — und was ſonſt Alles dazu gehört, machen den Eindruck der Ueberladung. — Früher logirten Cavaliere und Fremde da, die im Palais nicht Platz hatten, jetzt kaſernirt im Sommer das Lehr-Infanterie-Bataillon darin. In einem alten Seitengebäude iſt eine beliebte Reſtauration mit hübſchen Ausſichten.

Das Marmor-Palais baute ſich Friedrich Wilhelm II. 1786 gleich nach dem Regierungsantritt nach ſeinem epicuräiſchen Geſchmack und lebte und ſtarb darin. Es iſt von inländiſchem Marmor halb in den „heiligen See" (!) gebaut, umgeben von einem Obelisk, einem Orangeriehaus, einem gothiſchen Thurme mit der Bibliothek, holländiſchen Häuſern und einer Faſanerie. Vom Babertsberge und deſſen Waldung blicken reizend ältere und neuere Schlöſſer des Prinzen von Preußen und ſeiner Familie in das weite Havelbett herab, wo man Gondel-Corſo fuhr, und auf das ausgebreitete Potsdam hin, das von hier aus, wie der Stahlſtich zeigt, eine impoſante Totalanſicht gewährt. Dahinter liegt der reizende Landſitz des Prinzen Carl, Glienike, neben einem grünen Törfchen. — Vom Pfaubansberge, mit einem Belvedere in Form einer alten Ritterburg, hat man eine waſſerſpiegelreiche, von Eiſenbahnzügen oft durchflogene, prächtige Ausſicht. — Der beliebteſte und berühmteſte Punkt der Umgebung Potsdams iſt die Pfaueninſel mit Millionen von Roſen, eine Schöpfung und ein Lieblingsaufenthalt Friedrich Wilhelm des III. Zur Roſenzeit fährt man in 40 Minuten mit Dampf auf dieſe reizendſte und reichſte aller Havelinſeln. Das Cavalierhaus mit zwei viereckigen Thürmen, die künſtliche römiſche, verfallene Villa mit 2 runden Thürmen (durch eine gußeiſerne Brücke gedankenleicht verbunden), die Meierei in Form einer gothiſchen Ruine, das Palmenhaus u. ſ. w. — Alles iſt ſehenswerth. Früher hatte das hier ſtationirende Thierreich viel Anziehendes, die meiſten Bewohner dieſer Art ſind aber jetzt in den zoologiſchen Garten befördert worden. Roſen und Georginen kann man nirgends zahlreicher und ſchöner beiſammen ſehen. —

Charlottenhof,

dieſe koſtbare Villa mit ihren Waſſerkünſten, iſt ein Werk des jetzt regierenden Königs. — Von volksthümlichen Umgebungen hat das Städtchen

Werder auf einer Halbinsel vor dem Brandenburger Thore den saftigsten Klang für Berlin. Von da kriegen wir alle Tage das schönste Obst und über 200 Fuder Weintrauben jährlich. Auch ist die sonstige Umgebung Potsdams sehr traubenreich, und selbst die Kaiserin von Rußland brauchte hier einmal die Traubenkur. — Der Pfaueninsel gegenüber liegt das russische Blockhaus Nikolskoe, am Teufelssee Ravensberg mit einer himmlischen Aussicht, die auch auf dem von Weinbergen umgebenen Pfingstberge überirdisch, wenigstens übermärkisch ist, eben so über der Schlucht am Katharinenholze hinter dem Belvedere Sanssoucis. Die Halbinsel Tornow vor dem Teltower Thore hat ein Berlin-historisches Renommée, weil hier einst der Wein- und Witzhändler Louis Trucker glänzte und unterging. Auch gibts am Mühlenberge die von Friedrich Wilhelm III. gegründete russische Colonie Alexandrowska mit einer griechischen Kapelle, und zwischen den überreich in und auf diese saftigen Waldberge und Wassertrumeaux luxuriös verstreuten Schlössern dürfen wir auch des schneidendsten Contrastes wegen das böhmische mit Stroh gedeckte, zusammengekauerte, graue Weberdörfchen Nowawes nicht vergessen, diesen an den weißen Marmorpalästen in grauen Lumpen halb schlafenden, halb wimmernden Bettler. —

Welch' eine königliche, gestaltenreiche Architectur- und Sculptur-Pracht ist zwischen diese parkbügelige, wasserspiegelreiche Natur hingezaubert. Aber für den tiefern Blick fehlt doch überall der wohlige Klang der Harmonie, der den Geist erhellt, das Herz erwärmt und erweitert. Man sieht immer das äußerlich glänzende, inwendig langweilige, nüchterne, soldatische, bureaukratische Potsdam, worin es kein Volk giebt, und Nowawes erinnert stets wie ein böses Gewissen an alle die unzähligen, verhungernden Weber und die Millionen Proletarier Preußens. In allen diesen glänzenden Herrlichkeiten blüht nur der Reichthum und Geschmack der Könige und drum herum kein glückliches, wohliges Volk, keine ehrliche Lebens- und Geistesbefriedigung. — Im Innern Potsdam' werden noch das Bassin mit einer Insel, worauf das kleine Lusthaus steht, in welchem Friedrich Wilhelm I. seine Tabakscollegien hielt, das Cadettenhaus in der Teltower Vorstadt, drei Freimaurerlogen, das Militär-Waisenhaus für arme Soldatenkinder der ganzen Preußischen Armee, zu deren Gunsten alle Berliner durch Intelligenzblattzwang auf das Empfindlichste besteuert werden, der 74 Fuß hohe Obelisk auf dem alten Markte, dahinter die auf das Großartigste angelegte neue Kirche mit einer imposanten Kuppel, von welcher aus man die bezauberndste aller Aussichten haben wird, das Schauspielhaus, von Friedrich Wilhelm II. erbaut, jetzt mit einem eigenen Personale versehen (doch zweifelt man allgemein, daß Potsdam mit seinen Casinos, Kränzchen, geschlossenen Gesellschaften und seiner Geschmacklosigkeit, mit welcher man just die meisterhaftesten Leistungen eines Devrient u. s. w. auslachte, ein Theaterpersonal ernähren könne) und endlich das

Rathhaus

intereſſiren. Letzteres, das durch einen Stahlſtich in ſeiner Geſtalt und architektoniſchen Individualität veranſchaulicht iſt, ſteht am alten Markte, dem ſchönſten Platze in Potsdam und ward 1754 nach dem Muſter des Rathhauſes zu Amſterdam gebaut. Auf dem runden Thurme trägt ein Atlas eine große Erdkugel, welche Mühe man dieſem Helden hätte erſparen können. Was im Rathhauſe Magiſtrat und Stadtverordnete berathen und beſchließen, wagte ſich noch nie über den kleinen Kreis hinaus. Sie ſind da wie die Berliner ſtädtiſchen Beamten, welche bis jetzt hinter denen oft der kleinſten Städte zurückblieben und nicht einmal die geforderten Rechte der Städteordnung zu verlebendigen wagen. —

Das Nauener Thor,

welches nach der ruſſiſchen Kolonie Alexandrowska, dem Pfingſtberge u. ſ. w. führt, hat durch ſeine Architektur und Structur etwas beſonders Intereſſantes, das ſich Jeder ſelbſt aus dem beigegebenen Stahlſtiche herausſehen mag.

Die eigentlichen Potsdamer ſind verrottete Vettern der Berliner und haben beide wendiſche Fiſcherdörfer zu Urahnen. Man kann aber in Potsdam von einem eigenen Menſchenſchlage gar nicht reden; der Bürger und Gewerbtreibende verliert ſich ganz in Gewehr auf und Gewehr ab, in Säbelgeklirr, Epauletten-Glanz und Beamtenthum. In neueſter Zeit haben ſich zwar bürgerliche Elemente zu regen angefangen, ſogar ein Kampf gegen Mehl- und Schlachtſteuer; auch ſah ich mal ein Gewerk feſtlich mit Muſik durch die Straßen ziehen (es war wirklich keine Garde) — aber es wird noch mancher Frühling verweſen, ehe dort ſolche Elemente ſolide Lebenskraft erringen. — Mit Berlin iſt's was ganz Anderes. Es iſt der intelligenteſte Brennpunkt aller modernen Lebens-Intereſſen, der für jede Stimmung und Schwingung der Zeit, für jede Aufgabe der Zukunft Material und Menſchen verräthig hat. Und deshalb iſt nichts gewiſſer, als daß Berlin über ein Kleines eine große, wichtige Rolle als Weltſtadt für Deutſchland und Europa ſpielen wird. Potsdam liegt nur eine halbe Stunde Eiſenbahnweges davon und iſt die ſchöne Gegend zu dem Witze Berlins, die mit der Zeit auch von der Intelligenz, der Induſtrie- und Handelsfülle der Weltſtadt durchdrungen und zu der prächtigſten Vorſtadt, die je der Mittelpunkt einer Großmacht aufweiſen kann, erhoben oder herabgeſetzt werden wird. Als eine ſelbſtſtändige Stadt kann ſich Potsdam jetzt um ſo weniger halten, als die Eiſenbahn alle eigenen Lebenselemente nach Berlin und Magdeburg verſtreuen und verlegen wird. Nur die Gegend und die Schlöſſer behalten ihre Anziehungskräfte für Berlin und die Reiſenden, die ſich in ſchönen Tagen drüber hin verſtreuen und Abends davonfahren. Vielleicht wird die ganze magnetiſche Atmoſphäre des in Berlin ſich concentrirenden Eiſenbahnverkehres, dieſer unab-

ſehbaren demokratiſchen Macht, alſo ein Umkreis Berlins mit zwanzigmeiligen Radien, an welche ſich Stettin, Magdeburg und Hamburg mit tauſendmeiligen Meeres-Armen anſchließen, vielleicht wird dieſer ganze Umkreis im nächſten Jahrhundert zu einer weiten Stadt ſich verdichten oder erweitern, indem die einzelnen Städte und Dörfer nach Berlin hin wachſen, wie die Blume zur Sonne, und Berlin, das ohnehin immer mehr dahin arbeitet, ſchöne, freie Plätze in ſeinen bald ſinkenden Mehl- und Schlachtſteuermauern zu bekommen, immer gewaltiger nach Ausdehnung, Luft, Licht und Freiheit drängt; aber nicht zu einer baum- und ſchattenloſen Armee von Sand-, Kalk- und Steinkoloſſen mit ödem Steinpflaſter in der Mitte, ſondern zu einer und wohl der erſten Stadt der Zukunft, welche Stadt und Land, Bürger und Bauer, grüne Wieſen und Meere goldener Halme mit zerſtreuten Land- und Stadthäuſern, ſonnigen Luſt-Villen und Fabrikgebäuden, die Freuden des Landlebens mit den dunſtigen Leiden der Stadt ausgleichen und zu einer neuen beglückenden Lebensform aufheben wird. Und dann wird wohl auch zur ſchönen, freien Wirklichkeit, was dem Socialismus in der unmöglichen, phantaſtiſchen Traumform von Phalanſtèren erſchien. Die Phalanſtèren der zukünftigen Wirklichkeit werden keine Fourier'ſchen ſeyn, ſondern große familienhafte Aſſociationen mit frei vertheilter Arbeit, wo der Ackerbauer mit dem Fabrikarbeiter für einen, und Jeder für den allgemeinen und zugleich eigenſten ſeinen Zweck arbeiten und genießen, die furchtbare ſociale Kluft zwiſchen Reichen und Proletariern ausgefüllt und zu lachendem, glücklichem Boden für freie, glückliche Menſchen umgewandelt ſeyn wird. Wollt ihr noch mehr Phantaſiebilder aus dem Verhange der ſchon vollſtändig angezogenen und geſchmückten, hinter den Couliſſen auf die Klingel harrenden Zukunft? Nein, „der Menſch verſuche die Götter nicht

Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen.

Inhalt.

	Seite
Geschichte Berlins	5
Physiognomie Berlins	27
Charakter der Berliner	37
Wachsthum Berlins	40
Größen und Schönheiten im Besondern	43
Die Gesellschaftsklassen in Berlin	62
Das gesellige Leben Berlins	70
Die Umgebungen Berlins	73
Potsdam	75

Verzeichniß der Stahlstiche.

Totalansicht von Potsdam vom Babertsberge aus	Titelkupfer.	
Das königliche Schloß in Berlin	zu Seite	45
Hof des königlichen Schlosses in Berlin	„ „	45
Das königl. Zeughaus in Berlin	„ „	45
Das Opernhaus in Berlin	„ „	46
Das Schauspielhaus in Berlin	„ „	47
Das Museum in Berlin	„ „	47
Die königliche Bibliothek in Berlin	„ „	49
Unter den Linden in Berlin	„ „	51
Die Werder'sche Kirche in Berlin	„ „	52
Die Marienkirche in Berlin	„ „	52
Die Klosterkirche in Berlin	„ „	53
Die Nikolaikirche in Berlin	„ „	54
Die lange Brücke in Berlin	„ „	57
Das Brandenburger Thor in Berlin	„ „	57
Der Thiergarten in Berlin	„ „	58
Kroll's Garten in Berlin	„ „	58
Sanssouci bei Potsdam	„ „	77
Die Windmühle bei Sanssouci	„ „	78
Das neue Palais in Potsdam	„ „	80
Die Communen in Potsdam	„ „	81
Charlottenhof bei Potsdam	„ „	81
Das Rathhaus in Potsdam	„ „	83
Das Nauener Thor in Potsdam	„ „	83